

SOFI

Soziologisches
Forschungsinstitut
Göttingen



Fallgeschichten

Zwischen Betrieb und sozialem Alltag

Zwölf Fallgeschichten von Betriebs-
rät:innen und Vertrauensleuten der
IG Metall

Martin Kuhlmann, Milena Prekodravac, Stefan Rüb und Berthold Vogel
unter Mitarbeit von Marliese Weißmann

Forschungsprojekt „Gesellschaftsbilder von Betriebsrätinnen,
Betriebsräten und Vertrauensleuten der IG Metall“

Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) e.V.
an der Georg-August-Universität

Inhalt

Vorbemerkung	3
Bettina: Gerechtigkeit (wieder) herstellen	4
Dennis: Seinen Platz einnehmen	7
Alexander: Anderen mit Respekt begegnen	10
Richard: Recht zur Geltung bringen	13
Chloe: Weiter kämpfen	16
Reinhold: Seinen Beitrag leisten	19
Tom: Unterstützen und unterstützt werden	22
Ingrid: Sich einbringen	25
Jens: Für Überzeugungen eintreten	28
Kim: Sich nicht verlieren	32
Ralf: Krisen etwas entgegensetzen	35
Erik: Sich der Gewerkschaftsarbeit hingeben	38

Vorbemerkung

Aufbauend auf den Porträts einzelner Betriebsrät:innen und Vertrauensleute öffnen die Fallgeschichten Raum für Interpretation einzelner Lebenswege und Konstellationen des Engagements. Neben der Vorstellung von zwölf Personen, die sich in unterschiedlichen Lebensphasen sowie arbeitsbezogenen und privaten Eingebundenheiten befinden, geht es um Fragen, wie sie auf die Gesellschaft blicken und wie sie zur IG Metall stehen. Hintergrund der Interpretation bilden die Gesellschaftsbildertypen und Rekonstruktionen aus den biografisch-narrativen und problemzentrierten Interviews. Das Prozessuale, nicht das Abschließende, stand dabei im Vordergrund. Eine Fallgeschichte steht somit nie nur für einen Typus Gesellschaftsbild, sondern für ein spannungsreiches Dazwischen, das versucht, der Komplexität einzelner Wege und Beweggründe etwas näher zu kommen.

Bettina: Gerechtigkeit (wieder) herstellen

Die Angleichung der Ordnung für eine gerechtere Gesellschaft

Bettina war im Laufe ihres Lebens immer wieder mit Ungerechtigkeits Erfahrungen konfrontiert. Gewerkschaft vermag für sie einen Teil der Ungerechtigkeit abzumildern.

Bettina empfängt uns in ihrem Kleingarten in idyllischer Atmosphäre. Sie führt uns an prächtigen Blumenbeeten vorbei in die hübsch eingerichtete Laube. Wir nehmen auf der Veranda Platz. Ihr Ehemann ist bereits in Rente und gemeinsam wohnen sie nicht weit entfernt zur Miete in einer Kleinstadt im Osten Deutschlands.

Aufgewachsen ist Bettina, die heute Ende 50 ist, sehr behütet in einer eher kargen dörflichen Umgebung, in der ihr viele nun selbstverständliche Güter luxuriös erschienen. Sie erinnert sich gerne an ihre Kindheit in der DDR, die so idyllisch wirkt wie ihr Garten, den sie hegt und pflegt. Hier treffen sich Menschen aus unterschiedlichen Milieus und Berufen, in Zeiten von Corona vor allem über den Gartenzaun.

Bettina ist mehr als zehn Jahre Betriebsratsvorsitzende in einem Betrieb, der schon vor der Wende Bauteile im Bereich Versorgungstechnik gefertigt hat. Dort hat sie ihre technische Ausbildung gemacht und gearbeitet, bevor der Volkseigene Betrieb von der Treuhand verwaltet und schließlich verkauft wurde. In dieser turbulenten Zeit machte sie ihre ersten Erfahrungen mit der neuen lokalen IG Metall und Kämpfen vor Ort, die sie auch heute noch mit Stolz erfüllen. Die Erfahrung von Ungerechtigkeit sitzt tief, aber Bettina konnte durch das Erlebnis einer beteiligungsorientierten und handlungsfähigen IG Metall neue Kraft schöpfen und selbst zur Kämpferin werden. Dass der Betrieb bis heute, im Gegensatz zum Hauptsitz der Firma in Westdeutschland, keinen Tarifvertrag hat, sieht sie als Wermutstropfen. Es sind die kleineren Erfolge in Gestalt von Tarifierneuerung und Betriebsvereinbarungen, wenn auch das große Ziel der Tarifgebundenheit und der Angleichung an die 35-Stunden-Woche nie aus den Augen geriet.

In ihrer Freizeit engagiert sich Bettina in Bürgerinitiativen sowie in einer lokalen Veranstaltungsgruppe. Sie reist gerne. Kultur, die sie am liebsten in Gemeinschaft erlebt, ist ihr sehr wichtig. In ihrem Betrieb organisiert sie das Azubi-Camp und kümmert sich um die Jugend- und Auszubildendenvertretung. In der Geschäftsstelle der IG Metall engagiert sie sich als ehrenamtliche Revisorin und ist im Ortsvorstand. Auch nach ihrer Rente möchte sie in der IG Metall aktiv sein.

Wie blickt sie auf Gesellschaft?

Bettinas Blick auf die Gesellschaft ist gefestigt, vielleicht gerade deswegen, weil sie in ihrer überaus langen Betriebszugehörigkeit viel einstecken musste. Einerseits ist dieser Blick geprägt durch die entwürdigenden Erfahrungen im Zuge der Privatisierung des Betriebs. Bettina war Zeugin, wie Qualifikationen und Geleistetes entwertet und herabgesetzt wurden, ganze Branchen von Landkarten verschwanden und die bestehende Ordnung innerhalb eines kurzen Zeitraums an

Gültigkeit verlor. Andererseits ist sie immer wieder damit konfrontiert, dass Menschen in ihrer Umgebung heute Falschinformationen glauben und rechtem Populismus folgen. Besorgt beobachtet sie die dadurch entstehende Polarisierung.

Für Bettina sollte Durchsetzungskraft mit Mitgefühl einhergehen, denn darin liegt für sie die Stärke: Erst wenn emotionale Verbindungen geschaffen werden, wird aus Kämpfen etwas Gemeinschaftliches, aus dem wiederum etwas Neues entstehen kann. Eine gänzlich neue Gesellschaftsordnung wird dabei von ihr nicht herbeigesehnt. Es geht um den Erhalt des kollektiv erfahrbaren Sozialen und die Aufrechterhaltung von individuell zuzugestehender Würde, die immer wieder verletzt werden kann. Verletzungen werden hervorgerufen durch Diskrepanzen bei Löhnen sowie Arbeitszeiten und Renten in Ost und West. Eine weitere, gesellschaftlich tief sitzende Verletzung geschah für Bettina durch die Agenda 2010: Insbesondere Familien, die für sie besonders schützenswert sind, würden dadurch nicht beschützt, sondern unverschuldet in die Armut getrieben und zusätzlich gesellschaftlich stigmatisiert.

Insofern sieht Bettina die Gesellschaft nicht nur von moralischer Ungerechtigkeit durchzogen, sondern auch von materieller Ungleichheit geprägt, der konkrete Maßnahmen entgegengesetzt werden können, zum Beispiel in Form von besseren Bildungszugängen, Chancengleichheit, durch Infrastrukturen und gerechtere Verteilung. Diese Verteilung tangiert gleichermaßen die rechtliche Seite: „Wenn ein Gesetz, dann soll es für alle gelten“. Gruppenbezogene Sonderstellungen, beispielsweise ein früheres Renteneintrittsalter für bestimmte Berufsgruppen, lehnt sie ab.

Bettina setzt sich auch bei infrastrukturellen Fragen in ihrer lokalen Umgebung für Ausgleich und Gerechtigkeit ein. Sich einzubringen ist für sie wesentlicher Bestandteil des Miteinanders in einer Gesellschaft, in der alle den gleichen Respekt verdienen. Wer unverschuldet in eine Notlage gerät, sollte Unterstützung erfahren und einen neuen Platz finden oder an den alten Platz zurückkehren können. Dies gilt gleichermaßen für Geflüchtete wie für Opfer von Flutkatastrophen. Solidarität kennt in dieser Konzeption unter Solidarischen keine Grenzen. Wohlstand sollte für alle da sein, für Chancengleichheit muss gleichwohl gestritten werden. Dafür bedarf es mehr Engagement einer:s jeden.

Demokratie ist für Bettina ein hohes Gut, das durch rechte und neoliberale Politiken gefährdet ist. Bettina führt hier rechte Gruppen an, die demokratische Institutionen subtil untergraben oder offensichtlich angreifen. Sie plädiert für mehr Aufklärung und Transparenz. Neoliberalismus hingegen tritt weniger offensiv, dafür aber gesellschaftlich zersetzend in Erscheinung. Bettina macht das zum einen an der für sie spürbaren Ellenbogenmentalität fest. Zum anderen entziehen sich Reiche ihrer Meinung nach der Verantwortung, zum Beispiel indem sie Möglichkeiten finden, Steuerzahlungen auf ein Minimum zu drücken.

Bettina sieht demokratische Verfahren als Mittel, Radikalisierungen entgegenzuwirken, weil sie die Macht Einzelner oder von Gruppen einhegen. Zugleich kritisiert sie die Hürden demokratischer Beteiligung. In der Demokratie sprechfähig zu sein, setze voraus, Zugang zu Informationen zu haben, der aber nicht hinreichend gewährleistet sei. Demokratie in Betrieb und Gesellschaft ist so gesehen für sie erfahrbar, aber durchaus ausbaufähig.

Wie steht sie zur IG Metall?

Dadurch dass Bettina einen Teil ihrer beruflichen Biografie in der DDR erlebte, trat die IG Metall für sie erst nach der Wende auf den Plan. Anfang der 1990er-Jahre machte sie die Erfahrung, dass die Gewerkschaft es schaffen kann, Ungerechtigkeit in Teilen abzuschwächen, beispielsweise als sie sich für die Gründung eines Betriebsratsgremiums einsetzte. Für die IG Metall empfindet sie tiefe Dankbarkeit für die Implementierung und Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung, als diese aus den Fugen geriet. Dabei geht es ihr nicht (alleine) um den Rückgewinn materieller Sicherheit, sondern um die Herstellung von Gleichwertigkeit und die Möglichkeit, selbst nach diesem Umbruch, im gleichen Betrieb arbeiten zu können. Allerdings klafft ihrer Ansicht nach noch immer eine sehr große Lücke zwischen Ost und West bei der Arbeitszeit und Rente. Bettina ist hoffnungsvoll und die jüngsten Entwicklungen zur Angleichung geben ihr Recht.

Manche in Bettinas Betrieb denken, dass die Gewerkschaften „die da oben“ sind. Für Bettina besteht hingegen die IG Metall aus den Kolleg:innen, die das Engagement füllen und die Organisation, die sie als demokratisch und solidarisch erlebt, stützen. In ihrem betrieblichen Umfeld kämpft sie vehement gegen Vorurteile, die mit der Organisation verbunden werden. Dafür weist sie regelmäßig auf das Potenzial solidarischer Praxis hin: Nur wenn man zusammensteht, kann man etwas erreichen.

Dennis: Seinen Platz einnehmen

Im Zerfall begriffene traditionale gesellschaftliche Ordnung

Dennis sieht sich in der „Mitte“ der Gesellschaft und verteidigt seinen Platz dort. Politisch verortet er sich rechts-konservativ. Die IG Metall ist für ihn vornehmlich Dienstleisterin.

Dennis' Woche ist durchstrukturiert: Neben der Arbeit und dem Betriebsrat, widmet er sich der Familie und seinen Leidenschaften – dem Sport, dem Motorradclub und der Freiwilligen Feuerwehr. Er fügt sich gut ein in das dörfliche und betriebliche Leben, und das trotz seines markanten Erscheinungsbildes. Durchtrainiert mit Zopf, Tätowierungen und seinen bulligen Hunden kann er durchaus einschüchternd wirken. Dies ändert sich rasch, wenn man sich mit ihm unterhält, denn Dennis ist ein sehr zugewandter und freundlicher Mensch.

Dennis ist Anfang 30 und verheiratet. Er hat zwei Kinder im Grundschulalter, wobei der Ältere bei seiner vormaligen Partnerin wohnt. Mit seiner Frau, dem gemeinsamen Sohn und den Hunden wohnt er in einem Eigenheim in Süddeutschland. Das Haus, das stets offen für Freunde ist, steht in einem kleinen Ort ganz in der Nähe einer größeren Industriestadt, in der Dennis arbeitet. Aufgewachsen ist Dennis gemeinsam mit seinen Geschwistern in einem Nachbarort; nach der Trennung der Eltern bei seinem Vater, den er als autoritär beschreibt. Zu ihm hat er mittlerweile keinen Kontakt mehr.

Dennis entscheidet sich früh gegen den weiteren Schulbesuch und für die Ausbildung in einer kleinen Schreinerei. Verletzungsbedingt verlässt er den Betrieb und wechselt in die Verfahrensmechanik. „Eine gute Entscheidung“, wie er heute sagt. Die Ausbildung in einem vormaligen Familienunternehmen schließt er mit Bravour ab. Heute ist er Großanlagenführer und zunächst stellvertretender Betriebsratsvorsitzender teilfreigestellt. Als wir ihn und seine Kolleg:innen treffen läuft eine Entlassungswelle. Unterstützung gibt es durch die IG Metall vor Ort. BRV ist Dennis später durch das Ausscheiden einer Kollegin geworden.

Dennis ist in seinem Wohnort fest verwurzelt. Insbesondere sein Engagement in der freiwilligen Ortsfeuerwehr, in der er die Funktion des stellvertretenden Abteilungskommandanten innehat, ist ihm wichtig. Dennis sieht sich verantwortlich, im eigenen Handeln seinen Teil zum Erhalt der gesellschaftlichen Ordnung beizutragen und dem gesellschaftlichen Zerfall vor Ort entgegenzuwirken. Dies beginnt da, wo das Private öffentlich wird: im Vorgarten oder im öffentlichen Raum der Straße. Hier heißt es, Ordnung zu wahren, auf das Erscheinungsbild zu achten, sich angemessen zu kleiden. Dies gilt im Umgang mit anderen, wo er von sich selbst ebenso wie von anderen ein höfliches und hilfsbereites Benehmen erwartet – und von seinen Kindern verlangt. Handlungsleitend ist es aber auch bei der Übernahme von Gemeinschaftsaufgaben wie seinem Engagement im Betriebsrat.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Für Dennis ist Gesellschaft eine im Zerfall begriffene Ordnung. Die gesellschaftliche Ordnung, auf die sich Dennis bezieht und die er aufrechtzuerhalten versucht, ist – in der kleinen Welt des Betriebs und Wohnorts ebenso wie im Großen der Nation – funktional und hierarchisch gegliedert. Sie orientiert sich an festen Werten wie Respekt, Höflichkeit, der Anerkennung von Autorität und Führung, Verantwortung, Loyalität und Gemeinschaft.

Dennis sieht sich selbst als Teil dieser traditionellen Ordnung, die er nicht infrage stellt. Diese Ordnung setzt Zwänge, bietet Schutz vor persönlicher Willkür und Orientierungslosigkeit und schafft dadurch Verhaltenssicherheit. In diesem Sinne sind auch die betriebliche Mitbestimmung und das Tarifvertragswesen Teil seiner Ordnungsvorstellungen, da sie Regeln, Rechte und Pflichten definieren und willkürlicher Machtausübung Grenzen setzen.

Seine Lebensgeschichte erzählt Dennis als Reifungsprozess des Einordnens und der Integration in die bestehende Ordnung: Zunächst ein Rebell, hat er die gesellschaftlich vorgegebenen Regeln und auferlegten Grenzen eigenen Handelns akzeptiert. In Dennis' Konzept von Gesellschaft ist jeder Mensch ein „Glied in der Kette“ und sollte von sich aus wissen, welchen Platz er in diesem mehrfach gestuften Gebilde (nach Alter, Qualifikation oder formaler Position) einnimmt und mit welchen Rechten, Pflichten und Verhaltensanforderungen dies verknüpft ist.

Die gesellschaftliche Ordnung wird von Dennis als im Zerfall begriffen wahrgenommen, weil sie im Handeln der Vielen nicht mehr hinreichend reproduziert wird. Hinweise dafür findet er in antiautoritären Verhaltensweisen (beispielsweise bei Azubis), im Rückgang des sozialen und bürgerschaftlichen Engagements oder in der schwindenden Wertschätzung gegenüber nichtakademischen Berufen. Denn in der Gesellschaft braucht es nicht nur „Häuptlinge, sondern auch Indianer“, wie er sagt. Er sieht sich zugleich in seiner Kultur angegriffen, weil Konventionen und Werte, die Sicherheit geben, an gesellschaftlicher Anerkennung verlieren. In dem Zusammenhang kritisiert er, dass Patriotismus als anstößig bewertet wird.

Die bestehende alte Ordnung, die zwar streng ist, sich seiner Wahrnehmung zufolge aber durch Fairness und Loyalität auszeichnet, droht durch eine wenig verlässliche, schnelllebige und mobile neue Ordnung abgelöst zu werden: Nicht mehr Menschen, sondern „Zahlen zählen“; im Wandel vom Familien- zum Konzernunternehmen werden betriebliche Loyalitäten aufgekündigt; traditionelle Werte haben keinen Bestand mehr; Ausbildungsberufe verlieren an Wertschätzung.

Dennis' Solidaritätsgefühl ist begrenzt: Einerseits durch nationale Zugehörigkeiten sowie damit verbundene Rechte und Pflichten, andererseits durch die Möglichkeiten, die man ausgehend von der gesellschaftlichen Positionierung hat. Diese Position kann nicht eigenständig eingenommen werden, sie wird zugewiesen. Macht heißt in diesem Sinne Einfluss, die bestehenden Koordinaten zu verändern, zum Beispiel durch Geld. Seinen eigenen Einfluss als Gesellschaftsmitglied, aber auch als Betriebsrat, sieht er dahingehend ebenfalls als begrenzt an.

„Demokratie existiert“, so Dennis. Sie funktioniert für ihn aber nicht als ein System umfassender Beteiligung und im Sinne eines Teilhabens, sondern als Bewegung unterschiedlicher, teils divergierender Kräfte, beispielsweise in Form des Konflikts zwischen dem Erhalt von Arbeitsplätzen

und Klimaschutzpolitischen Anforderungen. Insofern gestaltet sich Demokratie als eine Art Herrschaft einer undurchsichtigen Mehrheit und als potenzielle Unterdrückungsinstanz, die unmittelbare Beteiligung ausschließt. Eigentlich demokratische Prinzipien sieht er in Teilen durch komplexe Verfahren, dynamische Vorgehensweisen und widersprüchliche Richtungsweisungen ausgehebelt. Dennis wünscht sich eindeutige Entscheidungen und Verbindlichkeiten, die zwar zum einen in einem hohen Maße Konfliktstoff beinhalten, aber zum anderen ebenso eine Orientierung und ein Orientiert-Werden bieten.

Wie steht er zur IG Metall?

Dennis' Mitgliedschaft und seine Mitarbeit in der IG Metall ist keine Liebesheirat, sondern Zweckbündnis. Er schätzt die IG Metall punktuell als Interessenpartei der Beschäftigten gegenüber der Arbeitgeberseite, distanziert sich aber generell von ihrer politischen Ausrichtung und explizit von der linken Bündnispolitik vor Ort. Sein „Herz schlägt nicht rot“, wie er sagt, und sein Engagement in der IG Metall ist auf betriebs- und tarifpolitische Kernbereiche begrenzt. Er verortet sich patriotisch-konservativ, am rechten Rand des demokratischen Meinungsspektrums, den er mit der Söder-CSU verbindet.

Die IG Metall steht ihm da nahe, wo sie als Verteidigerin der Ordnung auftritt: für geregelte Arbeitsverhältnisse gegen persönliche Willkür und Machtmissbrauch oder für die Interessen der „Sesshaften“ gegen die ortlose und blinde Macht der Zahlen. Und sie ist ihm da fremd, wo sie selbst kulturell den Zerfall der Ordnung mit vorantreibt, indem sie beispielsweise Nationalismus bekämpft. In der Bruderschaft seines Motorradclubs, aber auch in der Freiwilligen Ortsfeuerwehr findet er dagegen die kulturelle und emotionale Nähe und Gemeinschaft, die er in der IG Metall nicht eingehen möchte und aufgrund der politischen Differenzen nicht sucht. Dennis hat eine sich festigende Idee davon, was eine „gute“ Gemeinschaft ist – sie zeichnet sich durch Homogenität, Grenzen und Stolz auf das Eigene aus.

Alexander: Anderen mit Respekt begegnen

Nicht infrage gestellte gesellschaftliche Ordnung für eine bessere Welt

Für Alexander sind individuelle und materielle Sicherheit ebenso wichtig, wie ein Miteinander in Pluralität. Die IG Metall steht für ihn für Standortsicherheit, aber auch für eine Organisation, die mit der Zeit geht und gehen muss.

Mit Alexander ein Gespräch zu verabreden, ist nicht ganz einfach. Er ist in Elternzeit und seine zwei kleinen Kinder fordern ihn sehr. Das jüngste ist erst wenige Monate alt. Planen ist hier schwierig und eine Videokonferenz eröffnet zumindest die Möglichkeit eines Treffens, das sonst kaum zu realisieren wäre. Erst vor kurzem hat Alexander mit seiner Familie ein eigenes Haus, einen Neubau, bezogen. Hier treffen wir ihn und seine Familie erneut. Zäune zwischen den Grundstücken fehlen derzeit, sie kommen aber noch, wie seine Partnerin versichert. Mit den neuen Nachbar:innen verstehen sich die beiden, die seit der Schulzeit ein Paar sind, sehr gut.

Aufgewachsen ist Alexander mit seinen Eltern und seinen Geschwistern ebenfalls in einer Neubausiedlung im Umland einer ostdeutschen Großstadt. Der Vater arbeitete bis zur Rente bei der Post. Er war aus Überzeugung ver.di-Vertrauensmann. Die Mutter ist wie Alexander Ingenieurin und arbeitete nach der Wende als Beamtin in einer Landesbehörde. Seine Eltern begleiteten seinen Bildungsweg und förderten ihn.

Heute ist Alexander Anfang 30 und arbeitet als Ingenieur in einem großen Unternehmen, seit Corona vor allem im Homeoffice. Der Einstieg in dieses Unternehmen erfolgte mit Aufnahme eines dualen Studiums der Elektrotechnik. Daran schloss er berufsbegleitend einen spezialisierten Master an. Technik begeisterte ihn schon als Kind. Er hätte sich auch einen kreativen Beruf vorstellen können, zumal er ein guter Schüler war, entschied sich dann aber für den „sicheren Weg“. Materielle Unabhängigkeit und Absicherung waren ihm wichtiger als inhaltliche Interessen.

Während des Studiums hatte er ein geringes, aber sicheres Einkommen, mit dem er und seine Partnerin gut haushalten mussten. Angesichts der erwarteten beruflichen Position nahm er diese Entbehrungen als positive Lernerfahrung wahr, dass der Mensch auch mit wenig Geld auskommen kann.

Alexander ist Vertrauenskörperleiter und beteiligt sich an einem örtlichen Arbeitskreis der IG Metall zur Informationstechnologie. Im Betrieb stellt er sich auch mal an die Maschine, seine Funktion als Ingenieur in Zusammenarbeit mit der Fertigung versteht er unterstützend, nicht bevormundend. Er sieht sich als praktisch denkenden Mitarbeiter, der auf kollegiale Kooperation und Unterstützung setzt, von der alle, auch das Unternehmen, profitieren. Gerne würde er sich stärker gewerkschaftlich engagieren. Der Spagat zwischen Beruf und Familie erfordert jedoch Abstriche. Für Hobbys, zum Beispiel Computerspiele, die er früher gerne gespielt hat, bleibt kaum Zeit.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Alexander ist und war schon immer zielstrebig. Sein Lebensweg verläuft in geordneten Bahnen, deren Stationen er aufbauend und mit Bedacht durchschritten hat. Gesellschaft sieht er als eine gegebene, nicht zu hinterfragende Ordnung. Er vertraut gesellschaftlichen Institutionen und richtet sein Handeln an gesellschaftlichen Normen und Konventionen aus. Oder mit seinen Worten: „Ich halte mich gerne ans Gesetz“. Orientierungen geben Zielmarken des beruflichen Aufstiegs: sicherer Arbeitsplatz, Familie und Eigenheim. Dabei geht es ihm weniger darum, zu zeigen, was man hat, sondern mehr um ein Leben im Einklang mit Konventionen, die Sicherheit bieten und darüber hinaus ein solches Leben ermöglichen.

Gesellschaft stellt sich für Alexander als Möglichkeitsraum dar, der Optionen bietet, das eigene Leben zu gestalten und einen sicheren Platz in der Gesellschaft zu finden, der den eigenen Bedürfnissen, Zielvorstellungen aber auch Fähigkeiten entspricht. Bildung ist dabei für ihn der zentrale Schlüssel, der gesellschaftliche Türen öffnet und Entscheidungsspielräume erweitert.

Alexanders Lebensführung ist weitgehend darauf ausgerichtet, seine individuellen Interessen zu verfolgen und sein persönliches Glück zu finden. Er sieht sich im Gleichklang mit der gesellschaftlichen Ordnung, zu deren Aufrechterhaltung er durch seine individuelle Lebensführung beiträgt. Bei aller Leistungsorientierung besitzt er aber keine Ellenbogenmentalität; sein Fokus liegt auf Leistung und er verweist auf positive Erfahrungen kollegialer Unterstützung sowohl in Schule und Studium als auch im Berufsleben.

Für Alexander verschränkt sich das Individuelle mit dem Kollektiven. Einerseits hat jede:r das Recht auf Unversehrtheit und individuelles Glück, darauf, sein:ihr Leben nach individuellen Gesichtspunkten zu gestalten. Andererseits verlangt Gesellschaft, sich einzubringen. Seinen Anteil beizutragen, heißt für ihn insbesondere, anderen mit Respekt gegenüberzutreten und sich im Betrieblichen wie im Privaten gegenseitig zu unterstützen. Sich weiterzuentwickeln bedeutet für ihn auch, zur Innovation beizutragen. Dabei geraten etablierte Formen (wie Bildung) und Werte (wie Unterstützung) nicht aus dem Blick.

Für die Zukunft erhofft sich Alexander mehr Offenheit und Austausch. In seinem Bild von Gesellschaft scheint immer wieder ein Fluchtpunkt auf – der eines konfliktfreien Zusammenlebens in einer multikulturell und divers geprägten Gesellschaft. Für Alexander können unterschiedliche Bedürfnisse und Interessen nebeneinander koexistieren. Seiner Ansicht nach kann dies auch im globalen Maßstab gelten, in dem nicht mehr Ausbeutung, sondern Befähigung und Kooperation das Mit- und Nebeneinander, auch im Wettbewerb, prägen.

Macht bedeutet für Alexander auf der einen Seite die Möglichkeit, auf soziale Verhältnisse Einfluss zu nehmen und diese in konstruktiv-positiver, aber ebenso in destruktiv-negativer Weise zu gestalten. Demokratie und Rechte sind deshalb aus seiner Sicht unumgängliche Mittel, um Macht zu begrenzen und vor Willkür und Partikularismus zu schützen. Im Betrieb ist für Alexander Demokratie der Form nach gegeben; Rechte stellen hierfür den Instrumentenkasten bereit. Zugleich kritisiert er die Demokratie im Betrieb als unzureichend, da weitreichende Unternehmensentscheidungen der betrieblichen Mitbestimmung entzogen sind. Demokratie erfordert aus seiner

Sicht, dass sie gelebt wird und fairen Regeln folgt, auch im globalen Maßstab – „da geht noch was“, wie er betont.

Solidarität bedeutet für Alexander Unterstützung und Hilfestellung für diejenigen, die sich selbst nicht helfen können. Situationen, die mit Ohnmacht einhergehen, können in seiner Vorstellung jede:n treffen, wie er am Beispiel der Flutkatastrophen verdeutlicht. Die Ohnmacht erfordert ihm zufolge die Unterstützung und Handlungsfähigkeit der anderen. Handlungsfähigkeit ist die andere Seite der Macht. Alexander sieht sich, bis auf wenige Ausnahmen insbesondere im Betrieblichen, auf der Seite der Handlungsfähigen. Diese Erfahrung stellt eine wesentliche Ressource für sein, wenn auch beschränktes, Engagement dar.

Wie steht er zur IG Metall?

Alexander sah eine Gewerkschaftsmitgliedschaft lange Zeit als Hemmschuh seiner Aufstiegsambitionen zur Führungskraft. Erst eine drohende Standortschließung veranlasste ihn zum Beitritt. Die IG Metall warb damit, die Werksschließung verhindern zu wollen, knüpfte dies aber an eine Erhöhung des Organisationsgrads. Dass der Standort auf Grundlage eines von der IG Metall angestoßenen Wirtschaftlichkeitskonzepts erhalten werden konnte, überzeugte ihn von der Wichtigkeit gewerkschaftlichen Engagements.

Gewerkschaftliche Solidarität geht für Alexander weiter als die Konzentration auf bereits tariflich erschlossene Betriebe. Eine stärkere gewerkschaftliche Ausrichtung darauf, die Tarifbindung zu erweitern und Erschließungslücken zu schließen, ist für ihn nicht allein aus Solidarität denjenigen gegenüber geboten, die mit niedriger Entlohnung und schlechten Arbeitsbedingungen zu kämpfen haben, sondern auch notwendig, um zu einer fairen Konkurrenz jenseits von Löhnen und Arbeitsbedingungen zu kommen.

In seiner Orientierung auf Wettbewerbsfähigkeit und Standortsicherung verbindet sich sein berufliches Rationalisierungsverständnis mit seinem gewerkschaftlichen Engagement. Alexander möchte dazu beitragen, die Position seines Betriebs ebenso in der internationalen Konkurrenz, konkret nennt er China, zu stärken. Dies erfordert aus seiner Sicht die Bereitschaft des Managements und der Beschäftigten gleichermaßen, gegenüber digitalen Neuerungen und Veränderungen der eigenen Arbeit offen zu sein. In dieser Sichtweise trifft sich Alexander mit der strategischen Ausrichtung der IG Metall, Digitalisierung nicht zu blockieren, sondern mit voranzutreiben und zugleich mit dem Ziel, gestaltend Einfluss zu nehmen sowie Wettbewerbsfähigkeit und gute Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen miteinander zu verknüpfen.

Richard: Recht zur Geltung bringen

Gesellschaftliche Teilhabe als Mittel der Interessendurchsetzung

Bürger:innenrechte, Leistung und Fleiß sind für Richard handlungsleitend. Die IG Metall ist für ihn wichtiger Bezugspunkt vor allem des betrieblichen Wirkens.

Für unser erstes Gespräch holen uns Richard und ein Kollege in der Eingangshalle des Betriebs ab. Beide tragen T-Shirts mit dem Unternehmenslogo und sind zunächst eher zurückhaltend. Im Betriebsratsbüro berichten sie ruhig und sachlich von Krisen im Betrieb und der Unterstützung durch die IG Metall vor Ort.

Seit 2010 ist Richard im Betriebsrat und ein Jahr danach der IG Metall beigetreten – in seinem Betrieb, der Teil einer weltweit tätigen Unternehmensgruppe ist, als einer der ersten. Im kleinen Kreis einer Handvoll Mitglieder haben sie sich in dem Maschinenbaubetrieb mit ein paar hundert Beschäftigten intensiv organisiert und eine Tarifbindung erreicht. Heute schaut Richard mit Stolz auf diese bewegte Zeit und die erzielten Erfolge zurück. Mittlerweile ist er Betriebsratsvorsitzender. Auf eine Vollfreistellung verzichtet er zugunsten seines Berufs und der Option der Rückkehr. Er ist zudem als ehrenamtlicher Arbeitsrichter tätig.

Richard ist Mitte 40 und im Baltikum geboren. Als Kleinkind kam er mit seiner alleinerziehenden Mutter als Spätaussiedler nach Deutschland. Die Wohn- und Lebensverhältnisse waren zunächst sehr einfach. Der Familienverband, zu dem auch entferntere Verwandte gehören, war in dieser schwierigen Zeit eine wichtige Unterstützung und schaffte Zusammenhalt. Auch heute noch ist der Kontakt zu vielen intensiv.

Als gelernter Werkzeugmechaniker hat Richard berufsbegleitend seinen Meister gemacht und arbeitet als CAM-Programmierer. Die Weiterqualifizierung war zeitlich sehr aufwändig und hat ihn und seine Familie schwer belastet. Im weiteren Verlauf stellte die Ausbildung der Kinder eine besondere finanzielle Herausforderung dar. Das Geld für Auslandsaufenthalte und Mieten musste abgespart und mittels Mehrarbeit hinzuverdient werden. Richard ist stolz, dass ihm und seiner Frau dies gelungen ist.

Beim zweiten Mal sprechen wir Richard per Videokonferenz zuhause. Er ist entspannt, offen und zugewandt. Zugeschaltet ist er aus seiner Eigentumswohnung in einer süddeutschen Großstadt, in der er mit seiner Ehefrau und den beiden Kindern lebt. Die Siedlung, in der sie wohnen gilt als sozialer Brennpunkt, die AfD ist stark. Über politische Themen spricht man nur mit den engsten Vertrauten. Richard hat hier fast sein gesamtes Leben verbracht. Er schätzt die Gemeinschaft und bringt sich in die Stadtteilarbeit ein. Seine Frau arbeitet als Krankenschwester. Ihre Tochter macht Fachabitur und hat ebenfalls einen Ausbildungsplatz in der Pflege in Aussicht. Der Sohn studiert in der Nähe. Richard ist viel mit dem Rennrad unterwegs. Der Wohnwagen steht auf einem Dauercampingplatz, auf dem seine Frau und er regelmäßig die Wochenenden verbringen.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Richard hat einen pragmatischen Blick auf Gesellschaft. Aus seiner Sicht geht es darum, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, „gesellschaftsfähig“, das heißt selbstständig zu werden und sich und der eigenen Familie ein auskömmliches Leben zu ermöglichen. Die gesellschaftliche Ordnung ist dabei insbesondere entlang beruflicher Positionen strukturiert, die durch Leistung und Fleiß zu erreichen sind und die Wohlstand und Teilhabe sichern. Bildung ermöglicht beruflichen Aufstieg und damit gesellschaftliche Mobilität. Bildung ist in seiner Perspektive eine Frage von Leistungswille und Veranlagung, insbesondere aber auch von finanziellen Ressourcen.

Die Gesellschaft schenkt dem Einzelnen nichts, aber sie öffnet Möglichkeitsräume, die es zu nutzen gilt. Hier kann es im Kleinen positive Veränderungen geben, im Großen bleibt die Welt hochdynamisch und vom Individuum wenig beeinflussbar. Richard entwickelte dieses Bild von Gesellschaft vor dem Hintergrund geringer Ausgangsressourcen und sieht auch heute noch eine sparsame Lebensführung verknüpft mit Werten wie Maßhalten, Genügsamkeit, Fleiß und Stetigkeit, um sozialen Aufstieg zu sichern, als Ideal an. Die Architektur der sozialen Sicherungssysteme ist für Richard zutiefst ungerecht, da sie falsche Anreize setzt und diejenigen bestraft, die sich etwas aufgebaut haben; für diese ist Hartz IV kein Sicherheitsnetz, sondern existenzbedrohende Sackgasse.

Richards Wahrnehmung ist geprägt von familiären und betrieblichen Ungerechtigkeitserfahrungen, aber auch von der Erfahrung, dass es möglich ist, Unrecht institutionell abgesichert bekämpfen zu können. Neben dem in Aussicht gestellten Aufstieg durch Bildung, ist Recht deshalb sein zweiter zentraler Bezugspunkt zur Gesellschaft.

Die Gesellschaft beruht für Richard nicht auf Fürsorge, sondern auf Rechten, die den rechtlichen Status und damit gesellschaftliche Zugehörigkeit nationalstaatlich definieren. Soziale Ausgleichsmechanismen bestehen, sie müssen aber innerhalb bestehender Rechtsansprüche eingefordert und durchgesetzt werden. Dazu bedarf es rechtlichen Wissens.

Gesellschaftsmitglied zu sein, ist ebenso mit Pflichten verbunden, sowohl legalistisch im Sinne gesetzlicher Anrechte und Anforderungen als auch moralisch im Sinne legitimer Ansprüche an das einzelne Gesellschaftsmitglied für das Ganze. Der soziale Status muss erarbeitet werden und daher auch jede:r sehen, wo er:sie bleibt – aber nicht in Konkurrenz zu anderen, sondern im Verhältnis zu Arbeitgebern und zum Staat.

Der Markt stellt dagegen keine Gerechtigkeit her. Konzerne haben Macht, die Rahmenbedingungen des „Gesellschaftsvertrags“ zu verändern, indem sie sich der Verantwortung entziehen. Wirtschaftliche Krisen erlebt Richard als unkalkulierbare Lebensrisiken, denen er und seinesgleichen weitgehend schutzlos ausgeliefert sind. Mit nicht beeinflussbaren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Unwägbarkeiten geht Richard pragmatisch um: Er versucht, sich bietende Chancen zu nutzen und aus Krisen das Beste zu machen.

Die Erfahrung, dass man Rechte hat, die man zur Geltung bringen kann und darf, ist handlungsleitend für Richards betrieblich-gewerkschaftliches Engagement. Rechte sind für ihn der Rück-

halt, die das Einbringen der eigenen Interessen und Gegenwehr gegen Arbeitgeberwillkür ermöglichen. Das Betriebsverfassungsgesetz und damit der Betriebsrat als rechtliche Institution garantieren einen Bürgerstatus im Betrieb, den es in der Praxis als Betriebsrat zu füllen gilt. Solidarität ist für Richard hingegen auch jenseits von Status und Institution im Zwischenmenschlichen erfahrbar. Sie äußert sich im Alltag und in der gegenseitigen, punktuellen Hilfestellung.

Richards Verhältnis zur Demokratie ist wenig enthusiastisch: Demokratie funktioniert – leidlich. Die bestehende Parteiendemokratie bewertet er als nicht sehr transparent und in ihrem inhaltlichen Spektrum begrenzt, die Unterschiede zwischen den Parteien seien gering. Die Arbeitswelt sieht er angesichts vertraglicher Vorgaben und Weisungsgebundenheit als wenig demokratisch an. Der Betriebsrat habe eine Kontrollfunktion. Mitsprache gibt es seiner Auffassung genug, es stelle sich nur die Frage, ob man mitsprechen will, und er selbst ist da verhalten. Richards Demokratieverständnis lässt sich am ehesten als instrumentell bezeichnen. Demokratische Verfahren und Rechte sind für ihn Machtressourcen in den Auseinandersetzungen und Aushandlungen von Interessen und damit Mittel zum Zweck eigener Interessenwahrnehmung.

Wie steht er zur IG Metall?

Insgesamt schätzt Richard die IG Metall als eine Organisation, über die er seine Interessen, Vorstellungen und Kämpfe vorantreiben kann. Er ist aktiver Teil der Gewerkschaftsbewegung, wobei er eine Politisierung durch die Position als Betriebsrat erfuhr. Durch die Identifikation mit der IG Metall begann er sich mit gesellschaftspolitischen Themen zu beschäftigen, an Demonstrationen oder Protesten, beispielsweise für eine gerechte Rentenpolitik, aktiv teilzunehmen. Die konkrete Arbeit im Betrieb (Erschließung), die Unterstützung der Betriebsratsmitglieder (Schulung, Beratung) und die dadurch ermöglichten Erfolge (Tarifbindung, professionelle und wirksame Betriebsratsarbeit) haben ihn von der Wichtigkeit und dem Nutzen einer starken gewerkschaftlichen Organisation überzeugt.

Sein betriebliches Engagement hat eine „Dynamik angenommen, die so nicht geplant war“: vom einfachen Betriebsratsmitglied zum Amt des Betriebsratsvorsitzenden, das wiederum ehrenamtliche Funktionen in der IG Metall nach sich gezogen hat. Zugleich erlebt er sein Engagement als bereichernd. Es ist für ihn Horizonterweiterung und Gemeinschaftserleben verbunden mit Aufwertungs- und Anerkennungserfahrungen.

Chloe: Weiter kämpfen

Unerfülltes Versprechen gesellschaftlicher Teilhabe

Für Chloe sind gesellschaftliche Teilhabe und individuelle Teilnahme wichtig. Sie ist aktive Gewerkschafterin auch außerhalb des Betriebs, weil sie hier – ebenso wie im Betrieb – immer wieder auf Grenzen stößt.

Wir treffen Chloe zuhause. Der Einladung fügt sie hinzu, dass wir nicht erschrecken sollen, bei ihr sei es ein bisschen spießig. Sie und ihr Lebensgefährte wohnen in einem Einfamilienhaus mit Garten in einer großstädtischen Vorortsiedlung in Norddeutschland. Vor kurzem zugezogen hat sie eher wenige Berührungspunkte und kaum Interesse an der Nachbarschaft, was sie aber nicht weiter schlimm findet. Das Pendeln zur Arbeitsstätte schafft zugleich auch positive Distanz. Wir sind nach der Frühschicht verabredet. Sie hat Apfelkuchen gebacken und Kaffee gekocht. Die Wand hängt voller Fotos der Verwandtschaft.

Chloe ist Mitte 40 und jung Mutter geworden. Ihre zwei Kinder sind bereits erwachsen und ausgezogen. Als Familienmensch, als den sie sich selbst beschreibt, steht sie in engem Kontakt zu ihnen, ihren Geschwistern und ebenso zu ihrer Mutter, um die sie sich regelmäßig kümmert. Haus und Garten zu gestalten ist ihr sehr wichtig und Tanzen ist darüber hinaus ihre Leidenschaft.

Die ersten Lebensjahre verbrachte sie zusammen mit ihren Eltern und Geschwistern in Ghana, woher ihr Vater stammt. Die Mutter beschreibt sie als „68er-Rebellin“ mit starkem Gerechtigkeitsinn, die gesellschaftspolitisch aktiv war und Chloe schon früh mit zu Demonstrationen nahm. Sie war zugleich die Familienernährerin, während der Vater weniger präsent war. Wie Chloe erzählt, brauchte sie selbst einige Jahre, bis sie sich in Deutschland wirklich zuhause fühlte.

Schon als Schülerin an einer freien Schule jobbte Chloe regelmäßig. Bereits hier machte sie Erfahrungen mit dem Arbeitsgericht, weil sich eine Firma weigerte den Lohn auszuzahlen. Auch in weiteren Beschäftigungsverhältnissen erfuhr sie, so ihre Worte, Ausbeutung und Unterdrückung. Nach einer Ausbildung zur Bürokauffrau in einem Industriebetrieb und Anstellungen in weiteren Unternehmen, ist sie zunächst als Leiharbeiterin in der Lagerlogistik eines großen Automobilunternehmens beschäftigt. Wenige Wochen nach Übernahme in die Stammebelegschaft wurde sie zur Vertrauensfrau gewählt, eine Funktion, für die sich lange niemand in ihrer Abteilung fand. Einige Jahre später kandidierte sie für den Betriebsrat, aber ohne Erfolg. Auch das berufliche Vorankommen stagniert eher, daher konzentriert sich Chloe neben der Familie auf ihr gewerkschaftliches Engagement. Sie verbindet Frauenpolitik mit dem Kampf gegen Rassismus über Klassengrenzen hinweg. Kurzarbeit und die Angst vor betriebsbedingten Kündigungen zeichnen Chloes aktuelle Situation aus, aber nicht in dem Umfang wie ihre Kolleg:innen, die noch nie in einem anderen Betrieb gearbeitet haben.

Wie blickt sie auf Gesellschaft?

Chloe schaut selbstbewusst auf ihre Position, auch wenn das Leben es nicht immer gut mit ihr meinte. Ihr Verständnis wird getragen von der Idee sozialen Fortschritts – als Möglichkeit und Notwendigkeit. Ihr Gesellschaftsbild ist mithin weniger ein pragmatisch-realistisches als ein idealistisches, auf das es hinzuarbeiten gilt.

Geprägt haben Chloe zum einen Erfahrungen materiell unsicherer Lebensverhältnisse, zunächst im Herkunftsland ihres Vaters, zeitweilig aber auch in Deutschland. Zudem weiß sie das deutsche Bildungs-, Gesundheits- und Sozialsystem ebenso zu schätzen, wie die gewerkschaftliche Beteiligung und betriebliche Mitbestimmung. Dennoch sind für sie Demokratie, soziale Gerechtigkeit und Diskriminierungsfreiheit Versprechen einer modernen Gesellschaft, die noch nicht vollständig eingelöst sind. Mehr noch, sind sie durch rechte Strömungen bedroht und das System, mit all seinen Errungenschaften, kann jederzeit kippen. Insofern sorgt sie sich um die gesellschaftliche Entwicklung. Gesellschaftliche Errungenschaften müssen aus ihrer Sicht durch Engagement und politischen Kampf einerseits weiter vorangetrieben und ausgebaut werden. Andererseits gilt es, sie gegen Angriffe von rechts, die für sie eine konkrete Bedrohung darstellen, zu verteidigen.

Gesellschaft ist für Chloe zwar auf sozialen Ausgleich, demokratische Teilhabe und Mitsprache angelegt, sie gehen aber für sie nicht weit genug. Chloe ist Idealistin und streitbare Kämpferin. Ihre Mutter hat ihr vermittelt und vorgelebt, dass es für eine bessere, freiere und gerechtere Gesellschaft zu kämpfen gilt. Zugleich hat Chloe angesichts ihres beruflichen Werdegangs, aber auch durch Rückschläge, die sie im Privaten ebenso wie in ihrem Engagement erfahren hat, an Idealismus eingeübt. Sie ist ein Stück weit auch resigniert.

Chloe sieht sich partiell in einer Position der Nichtzugehörigkeit. Sie ist dazugekommen, kein „Eingewächs“, was insbesondere für ihre Position im Betrieb gilt. Eher am Rand stehend, bleiben für sie manche Codes und Netzwerke, die Zugehörigkeit und Machtpositionen sichern, verschlossen. Dadurch werden Teilhabe und Zugänge, zum Beispiel zur beruflichen Entwicklung, verwehrt. Entgegen des Ideals einer demokratischen, durchlässigen und gerechten gesellschaftlichen Ordnung erweist sich das Versprechen auf Teilhabe für sie in Wirklichkeit als ein ständiger Kampf gegen unsichtbare Schranken. Die Nichtzugehörigkeit ist daher der Kontrast zum Ideal einer umfassenderen, schrankenlosen Zugehörigkeit, die die gesellschaftliche und individuelle Bewegung ermöglicht. Und Bewegung heißt für Chloe zu wachsen.

Damit ist Zugehörigkeit gleichermaßen Ziel als auch Ressource. Chloe vermittelt und integriert, auch über politische und Milieugrenzen hinaus, und wendet sich damit gegen den Ausschluss Einzelner und die Spaltung in Gruppen. Bildung ist für Chloe der Schlüssel zur Demokratisierung in einer ungleichen Welt, in der Demokratiefeindlichkeit immer wieder auf dem Vormarsch ist. Sie erfordert aber ebenso den Willen, selbst etwas zu verändern. Das individuelle Streben nach Macht lehnt Chloe dabei ab. Machthaben heiße im Zweifelsfall Machtmissbrauch, insbesondere, wenn Macht als Selbstzweck über der Sache steht, wenn sie als „Macht der Gewohnheit“ keine Veränderung mehr zulässt oder wenn Macht Herrschaft über andere bedeutet. In diesen Fällen untergrabe Macht Demokratie.

Demgegenüber steht die Macht des Kollektivs, das die Kräfteverhältnisse zu verschieben vermag. Chloe setzt daher auf solidarisches Handeln und das Teilen von Macht im kollektiven Zusammenhang. Positionen werden in diesem Zusammenhang, den sie derzeit primär in Gewerkschaft erlebt, argumentativ ausgehandelt und praktisch erprobt. Dem Kollektiv gegenüber steht aber auch die Autonomie des Individuums, das sich partiell der Fremdbestimmung zu entziehen vermag und trotz Verantwortungsübernahme nicht für alles und jeden verantwortlich ist. Demokratisch und solidarisch gestützte Macht heißt daher, sich zusammenzuschließen, gemeinsame Ziele zu definieren und diese gemeinsam zu verfolgen.

Die Arbeitswelt ist für Chloe alles andere als demokratisch, sondern folgt Gesetzen des Marktes und der Hierarchie. Die oberste Leitungsebene der Unternehmen hat stets das letzte Wort.

Wie steht sie zur IG Metall?

Chloe sieht sich in ihrem gewerkschaftlichen Engagement, ähnlich wie im Beruf, nicht hinreichend wertgeschätzt. In der IG Metall wird sie in Positionskämpfe verstrickt, die sie einerseits versteht, aber andererseits auch problematisch sieht, sich ihnen aber kaum entziehen kann. Die Erfahrung, dass in der innergewerkschaftlichen Funktionshierarchie, in die sie die betrieblichen Mitbestimmungsstrukturen einschließt, mit harten Bandagen gekämpft wird, schmerzt Chloe umso mehr, da für sie „Gewerkschaft“ als Möglichkeitsraum politischen Engagements ein großes Versprechen beinhaltet.

Gewerkschaftliche Organisation sieht Chloe als zentrale Kraft im Kampf für sozialen Ausgleich, Gerechtigkeit und mehr demokratische Mitsprache. Aus ihrer Sicht wäre ohne die erfolgreich geführten Auseinandersetzungen der Gewerkschaften Ausbeutung weiterhin an der Tagesordnung. Gewerkschaft, das sind für Chloe alle – und nur die Kraft der Vielen vermag es, die Gesellschaft als Ganzes ein Stück weit besser zu machen.

Die IG Metall als solche schätzt sie äußerst solidarisch ein. Ihren ersten Berührungspunkt mit dem praktischen Engagement der Gewerkschaft hatte sie bei lokalen Demonstrationen, die an Themen anschlossen, die sie schon ein Leben lang begleiten und gleichsam für die Verwirklichung von Gerechtigkeitsvorstellungen stehen. Viele Jahre später sieht sie die Früchte ihres gewerkschaftlichen Engagements. Als aktive Gewerkschafterin ist die IG Metall, trotz einiger betrieblicher und organisationaler Rückschläge, Teil ihres Lebens geworden und Chloe Teil der IG Metall.

Reinhold: Seinen Beitrag leisten

Die stabile gesellschaftliche Ordnung als Integrationsperspektive

Reinhold wünscht sich eine stabile Gesellschaft, in der jede:r Leistung bringt. Die IG Metall und der Betriebsrat stehen für ihn für Durchsetzungsfähigkeit im Betrieb.

Wir treffen Reinhold vor seinem Betriebsratsbüro. Er begrüßt uns mit kräftigem Händedruck und führt uns dann in die benachbarte Halle. Alle kennen ihn und er kennt alle sowie jeden Produktionsschritt. Ein familiengeführter Betrieb sei dies, sehr handwerklich geprägt, meint er. Die Arbeitsbedingungen sind nicht immer einfach, aber die Aufträge reißen nicht ab, was einerseits Sicherheit schafft. Personell ist es aber eng, was die Planung andererseits schwierig gestaltet. Vieles muss hier improvisiert werden.

Reinhold ist Anfang 60 und lebt mit seiner Frau und zwei Hunden in einem Eigenheim in ländlicher Region im Westen Deutschlands. Er hat vier Stiefkinder. Die Töchter sind verheiratet und haben Kinder und die Söhne studieren. Seine Frau ist gelernte Verkäuferin im Einzelhandel und arbeitet mittlerweile in einem Callcenter. Sein Vater war Handwerker und hat ihn mit „strenger Hand“ erzogen, er hat Reinhold aber zugleich unterstützt, wenn er Probleme hatte. Früh musste Reinhold sich sein eigenes Geld verdienen, und dass man für Geld etwas tun muss, Sparsamkeit und Weitsicht wichtig sind, das hat er auch seinen Kindern immer vermittelt.

Nach seinem Hauptschulabschluss hat Reinhold eine Ausbildung als Kfz-Mechaniker in einem kleinen Betrieb absolviert. Berührungspunkte mit Gewerkschaften gab es zunächst nicht. Durch den Aufkauf seines damaligen Arbeitgebers arbeitet Reinhold seit Mitte der 1990er-Jahre im Fahrzeugbau, wo er zuletzt im Vertrieb tätig war. Da er zuvor eine Vielzahl unterschiedlicher Fertigungsbereiche durchlaufen hat, kennt er die betrieblichen Abläufe sehr genau. Die Firma ist hochspezialisiert und besetzt eine Marktnische, die zudem international gefragt ist. Neben ein paar hundert Beschäftigten der Stammbesellschaft gibt es auch Leiharbeiter:innen. Mit Hilfe der lokalen IG Metall haben sie einen Haustarifvertrag erwirkt. Reinhold ist seit 15 Jahren im Betriebsrat und seit zwölf Jahren Betriebsratsvorsitzender. Kurzzeitig übernahmen andere diese Funktion, gaben aber schnell wieder auf, so dass er auf seinen Posten zurückkehrte. Wer seinen Platz einnimmt oder einnehmen kann, wenn er in Rente geht, ist unklar.

Mit seiner Ehefrau macht er gerne Campingausflüge. Als weiteren Ausgleich zur Betriebsratsarbeit werkelt Reinhold in seiner eigenen kleinen Werkstatt. Reinhold ist Kritiker der Merkel-Regierung und wünscht sich einen politischen Richtungswechsel. Bei der vorletzten Bundestagswahl war er „Protestwähler“. Ein Fehler, wie er sagt, den er nicht noch einmal wiederholen wird. Eine gewisse Skepsis gegenüber den etablierten Parteien bleibt.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Reinholds Sicht auf die Gesellschaft zeichnet sich durch eine stabile Ordnung aus, zu deren Aufrechterhaltung er im Rahmen seines Alltags- und Betriebsratshandelns beitragen möchte. Um die Ordnung zu sichern, gilt es, destruktive Kräfte abzuwehren. Insgesamt findet es Reinhold gut, so wie es ist. Kein anderes gesellschaftliches System habe sich als besser erwiesen. Wohl aber gab es, rückblickend betrachtet, Zeiten, die er als wesentlich schlechter einschätzt. Der beobachtbare Wohlstand sei nun auch in anderen Schichten angekommen und darüber hinaus für all diejenigen greifbar, die „ihren Beitrag leisten“.

Gesellschaft ist für ihn, fast schon naturgesetzlich, in drei Schichten unterteilt, wobei die Mitte, zu der er sich selbst zählt, den Großteil ausmacht. In dieser Unterscheidung gibt es begrenzte Aufstiege und potenzielle Abstiege, die aber keine tagtägliche Bedrohung darstellen. Trotzdem empfindet Reinhold das Leben als Kampf und das, wie politische Entscheidungen vermittelt und gerechtfertigt werden, kaum mehr verständlich oder nachvollziehbar. Vielmehr vermittelt Politik in Form der Regierung nicht, sondern sie bestimmt, so sieht er das.

Für Reinhold ist Recht alleine nicht in der Lage, das erforderliche Maß an gesellschaftlicher Integration zu leisten, wenngleich es einen notwendigen – differenzierten und häufig auch komplizierten – Rahmen bereitstellt. Jenseits des Rechts vermögen aus seiner Sicht erst individuelle Bildungsanstrengungen, Arbeitsleistung und Anpassungen an bestehende Konventionen und Standards gesellschaftliche Integration herzustellen. Entsprechend bedeutet der Wille zur Leistung auch Wille zur Integration in eine von ihm national gefasste Gesellschaft. Er macht dies an dem Thema Migration fest. Als gesellschaftliche Bruchstelle, gefährden Flucht und Einwanderung seiner Meinung nach sowohl den vorhandenen Wohlstand als auch das kulturelle Miteinander und damit den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Migration ist in dieser Ansicht nicht Ausdruck einer Krise, sondern die Krise selbst, auf die die Regierung mit falschem Krisenhandeln reagiert hat. Jedoch vermochten es politische Maßnahmen zumindest teilweise, Geflüchtete in und durch Arbeit zu integrieren, sie in die richtige Richtung zu orientieren und ihnen vor allem auch einen Platz in der Gesellschaft zuzuweisen.

Für Reinhold bedeutet Macht Durchsetzungsfähigkeit qua Demokratie, die einen herausfordernden Lernprozess in Richtung Kompromiss darstellt. Solidarität ist mit Stärke verbunden, die wiederum Macht verleiht. Dies heißt jedoch nicht, dass Macht, Demokratie und Solidarität bei ihm nahtlos ineinandergreifen. Macht und Demokratie konkurrieren in Reinholds Gesellschaftsbild manchmal miteinander, vor allem, weil Macht in Teilen mit Autorität korrespondiert und sich daraus ihre Kraft ableiten lässt. Dies sei problematisch, wenn die „falschen Leute an der Macht sind“, auch im Betriebsrat, wenn Prozesse ausgebremst oder „kaputt gesteuert“ werden. Demokratie als Beteiligung hingegen erfordert Kompromissbereitschaft und komplexe Aushandlungsprozesse, die gleichsam herausfordern, aber auch in Einheit zu einer gemeinsamen Entwicklung beitragen. Diese Entwicklung ist nur durch unmittelbare Beteiligung und Verpflichtung möglich. Sie bemisst sich am individuellen Wohlstand, an neueren Sicherheiten und einer klaren Richtung.

Die „große Politik“ ist nicht Reinholds Thema, wie er sagt, aber die Beteiligung der „einfachen und kleinen Leute“ umso wichtiger. Direktere Formen der politischen Beteiligung würde er daher

begrüßen. Sehr konkret wünscht sich Reinhold mehr Volksentscheide, insbesondere bei den Themen, die größere Konsequenzen haben. Direkte Demokratie verspricht Integration, er sieht sie als Gegenteil einer Minderheitenherrschaft, mit der er sich partiell immer wieder konfrontiert sieht.

Reinhold sieht einerseits das Problem, dass Macht in der Demokratie so eingeeht, dass notwendige oder sinnvolle politische Umsteuerungen kaum mehr möglich sind, andererseits aber durchaus die Notwendigkeit (politische) Macht zu kontrollieren. Er identifiziert zwei zentrale Mechanismen demokratischer Machtkontrolle: Abwahl und zeitliche Begrenzung der Besetzung politischer Ämter. Demokratie heißt für ihn Wahlrecht und das Prinzip zu akzeptierender Mehrheitsentscheide. Gelebte Demokratie heißt, den Leuten die Möglichkeit zu geben, sich Gehör zu verschaffen und ihre Meinung durchzusetzen, aber auch, andere Mehrheiten und Kompromisse zu akzeptieren.

Demokratie ist keine geeignete Form der Führung eines Betriebs. Die innerbetriebliche Demokratie darf nicht zu weit gehen, da Entscheidungen getroffen werden müssen; Entscheidungsblockaden des Betriebsrats können die wirtschaftliche Grundlage eines Betriebs gefährden. Das Betriebsratsamt ist deshalb mit hohem Maß an Verantwortung verbunden, da es darauf ankommt, Interessen der Beschäftigten zur Geltung zu bringen und zugleich das Wohl des Betriebs im Auge zu behalten.

Solidarität ist für ihn gewerkschaftliche Solidarität im Sinne gemeinschaftlichen gewerkschaftlichen Handelns zur Durchsetzung gemeinsam definierter gewerkschaftlicher Ziele. Der zentrale solidarische Akt ist für ihn die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft. Mitgliedergewinnung heißt Zunahme des Organisationsgrades und damit der Verhandlungsmacht gegenüber der Geschäftsleitung. Solidaritätsarbeit ist für ihn Mitgliedergewinnung und -mobilisierung.

Wie steht er zur IG Metall?

Reinhold versteht sich als Gewerkschafter mit Leib und Seele. Viel hat er der örtlichen IG Metall zu verdanken, den intensiven Kontakt zu den Hauptamtlichen schätzt er im betrieblichen Alltag. Bei neuen Auszubildenden appelliert Reinhold an Solidarität, die er vor allem auch an der Gewerkschaftsmitgliedschaft festmacht. Authentizität in der Repräsentation ist ihm hierbei ebenso wichtig wie Vehemenz und Durchsetzungsfähigkeit. Wenngleich der Betriebsratsvorsitz Reinholds Profession ist, wie er sagt, lehnt er einen damit verbundenen Karriereweg mit individueller Profilierung und egoistischer Bereicherung „großer Betriebsräte“ ab. Die IG Metall steht für ihn für ein „gutes Unternehmen“, dessen unternehmerisches Ziel es ist, im Sinne der Lohnabhängigen Interessen gegenüber den Arbeitgeber:innen durchzusetzen.

Reinhold sieht sich von der örtlichen IG Metall gut beraten und steht umgekehrt selbst für sie ein, komme was wolle. Mehr als nur starke Partnerin, die Instrumente an die Hand gibt, übernimmt die IG Metall eine Fürsorgeverpflichtung für ihn, der er mit Loyalität dankt. Die Gewerkschaft schafft Sicherheit und Rückfalloptionen, und um diese zu sichern, bedarf es Organisationsstärke. Nur mit dem Rückhalt vieler gelingt es, Arbeitszeiten, Tarife und Renten zu gestalten.

Tom: Unterstützen und unterstützt werden

Aus der bestehenden Ordnung (nicht) ausbrechen

Tom ist darauf bedacht, seiner Arbeit in verschiedenen Bereichen gerecht zu werden und auch Gerechtigkeit für andere herzustellen. Seine Verbindung zur IG Metall sieht er eher pragmatisch.

Tom holt uns am Empfang ab, wechselt noch ein paar freundliche Worte mit der Kollegin, bevor er uns in sein Büro führt. Auf dem Gang begegnen wir Teilen der Geschäftsführung. „Meine Sparingpartner“, scherzt er. Erst kürzlich hat sein Gremium erfolgreich und nachhaltig eine Verlagerung abwehren können. Das Unternehmen ist Krisengewinner und verzeichnet sehr gute Zahlen. Toms imposante Erscheinung strahlt Selbstbewusstsein aus, zugleich ist er sehr aufgeschlossen und reflektiert. Wie er sagt, arbeitet er gerne mit den Händen, hat Spaß an Technik, wie auch am Sozialen. Ausgleich zur Betriebsratsarbeit findet er beim Sport und in der Vereinsarbeit.

Tom, Mitte 30, lebt mit seiner Partnerin und ihren zwei Kindern in Norddeutschland in einem Eigenheim in unmittelbarer Nähe zu seinen Eltern. Vor dem Lockdown war dort immer viel los, häufig waren Freund:innen zu Besuch, seit der Corona-Pandemie dominieren jedoch Homeoffice und Homeschooling. Seine Partnerin arbeitet in der angrenzenden Gemeinde im Sozialwesen. Sie teilen sich die familiären Verpflichtungen soweit es geht, was nicht immer leicht ist. Tom ist freigestellter Betriebsratsvorsitzender in einem mittelgroßen Unternehmen, das sich auf Metallverarbeitung spezialisiert hat. Seine Funktion und die IG Metall fordern ihn sehr. Die Arbeitstage dauern nicht selten zwölf Stunden und selbstverständlich ist das Handy auch nachts nicht aus, denn Unterstützungsbedarf gibt es auch in der Nachtschicht.

Als zweitältestes Kind ist Tom in relativ einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Seine Eltern arbeiteten viel und konnten ihn und seine Geschwister kaum bei der schulischen Laufbahn unterstützen. Jedoch förderte ihn seine Lehrerin, er begann schon früh mit Karate und schaffte es in die Landesschüler:innenvertretung. Nach seinem Hauptschulabschluss absolviert Tom eine Ausbildung als Industriemechaniker und danach einen verlängerten Wehrdienst. Im Anschluss arbeitet er weiter in seinem Ausbildungsbetrieb, macht obendrein seinen Meister. Im Betriebsrat ist er schon seit einigen Jahren, als junger Betriebsratsvorsitzender möchte er „frischen Wind“ in die Arbeit des Gremiums bringen. Seine Partnerin hat ihn stets unterstützt und auch in seinen Ansichten stark geprägt. Dass sich beide gleichermaßen beruflich verwirklichen können und in die Familie einbringen, stand immer außer Frage. Politisch verortet Tom sich links.

Auf seine kurze, aber steile Karriere bei der Bundeswehr schaut er noch heute positiv zurück: Disziplin, Verantwortung, Kameradschaft leiten ihn im alltäglichen wie betrieblichen Umgang. Dieser Lebensabschnitt kommt ihm auch als Betriebsrat zugute, weil es Führungskräften Respekt abverlangt.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Im Laufe seines Lebens hat Tom Unterstützung und Zuspruch in einzelnen Institutionen, wie zum Beispiel der Schule, erfahren. Als Klassensprecher, später als Vertrauensmann und schließlich Betriebsratsvorsitzender, lernte er – selbst als Vertreter einer Institution – bereits früh andere zu unterstützen und Konflikte zu schlichten. Menschen, die Institutionen nach außen hin repräsentieren, bleiben für ihn Menschen, die auch Fehler begehen und aus diesen lernen können und sollten. Konstruktive Kritik findet Tom gut, sie muss jedoch seiner Ansicht nach stets an konkrete Lösungen gekoppelt sein. Kritik um der Kritik willen lehnt er ab, insbesondere bei Detailfragen. Tom sympathisiert mit sozialen und ökologischen Bewegungen wie Fridays for Future, auch weil er sich für seine Kinder eine Zukunft wünscht, der er ansonsten etwas besorgt entgegenblickt. Nachhaltigkeit, Loyalität und Entschleunigung sind Werte, für die er einsteht und für die er sowohl als Familienvater als auch als junger Betriebsratsvorsitzender kämpft. Betrieblich sieht er sich dabei als Macher und Gestalter.

Gesellschaftlich sieht sich Tom, wie er selbst sagt, „unter einer Glasglocke“, die manchmal seinen Blick auf die Verhältnisse verzerrt. Dabei ist sein Lebensentwurf kein individuelles Projekt, das unabhängig von Unterstützung aufrechterhalten werden kann. Deutlich wird dies, wenn er von der Relevanz seiner Familie spricht, die ihm nicht nur den Rücken freihält, sondern auch Halt gibt. Dieser Halt ist gekoppelt an die Anforderungen des gesellschaftlichen Status, den er mit der Zeit erlangt hat. Er weiß einerseits die Privilegien der Mittelschicht zu schätzen. Andererseits verweisen diese Privilegien auch immer wieder auf die eigenen Grenzen der Belastbarkeit.

In seinem Gesellschaftsbild finden sich sowohl Aspekte der autonomen Lebensgestaltung als auch der kollektiven Handlungsmacht. Beide Pole stellen für Tom keinen Widerspruch dar, sie gehen Hand in Hand, wohl aber stehen sie in einem gewissen Spannungsverhältnis, zwischen dem was öffentlich und was privat ist. Gesellschaft stellt Rechte zur Verfügung, mehr noch: Sie verpflichtet zugleich, für sich und andere dauerhaft Verantwortung zu übernehmen. Individuelle Bedürfnisse dürfen aber für ihn nicht über gesellschaftlichen Anforderungen stehen.

Für Tom ist die Perspektive eines bedingungslosen Grundeinkommens ein utopistischer Fluchtpunkt. Dabei handelt es sich für ihn nicht nur um ein Sicherheitsnetz in vermeintlich naturgewaltigen Krisenzeiten, sondern es bezeichnet auch das Anrecht eines:er jeden, über die eigene Lebensgestaltung zumindest auf niedrigem Niveau selbst zu verfügen. Er verbindet es mit der Hoffnung, dass dadurch mehr und nicht weniger Gemeinsinn freigesetzt werde und so ein Stückweit zur Herstellung von Gerechtigkeit beigetragen wird. Eine garantierte finanzielle Grundsicherung würde es auch erleichtern, der eigenen Bedürfnisorientierung zu folgen, der er eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung beimisst: Jede:r würde seinen Beitrag leisten, wenn sie:er eine Gelegenheit dazu hätte. Er selbst sieht sich als solidarisch handelnden Menschen, der Dinge wieder in Ordnung bringt. Neben dem gesellschaftlichen Optimismus, den er damit verbindet, deutet Tom zugleich auch die Perspektive der daran geknüpften Rückzugsoption an, die Zwänge und Fremdbestimmung mit sich bringen.

Tom grenzt sich stark von Paternalismus und patriarchalen Führungsstilen ab, wenngleich damit auch keine Abkehr von Hierarchie und Autorität einhergeht. Der Geschäftsführung begegnet Tom in seiner Funktion sportlich auf Augenhöhe. Er weiß, welche Knöpfe er betrieblich drücken muss,

wo aber auch die Grenzen seiner Macht qua Funktion liegen. Zugleich ist das Betriebsverfassungsgesetz seiner Ansicht nach ein wirkmächtiges Instrument und Rahmen, der demokratisches Handeln ermöglicht. Seine letzte Modernisierung sieht er als wichtigen, wenn auch kleinen Schritt in die richtige Richtung an. Mehr Demokratie bedeutet in Toms Vorstellung mehr Gerechtigkeit. Ihre vollständige Verwirklichung ginge mit einer anderen Art von Mobilisierung und Prozessen der Beteiligung einher, die quer zum System liegen, nicht mehr mit diesem harmonieren.

Wie steht er zur IG Metall?

Tom findet sich politisch in der IG Metall wieder, auch wenn er nicht mit allen Positionen und Arbeitsweisen d'accord geht. Er unterscheidet dabei zwischen der großen Linie einerseits und alltäglichen Belangen andererseits. Im letzteren Fall sei die IG Metall für „einfache Mitglieder“ häufig unnahbar und wenig praktisch orientiert. Im ersteren sieht er – als Ausdruck einer Krise der Sozialdemokratie – ein politisches Vakuum, das die IG Metall zwangsläufig und notgedrungen zu füllen versucht. Die IG Metall ist für Tom eine Organisation, die über ihre unterschiedlichen Ebenen hinweg vor allem von ihren vielfältigen Mitgliedern getragen wird. Sie ist seiner Meinung nach nicht gleichzusetzen mit den „großen Betriebsräten“ (beispielsweise der Automobilindustrie).

Die IG Metall, das ist für Tom sehr konkret „Schirm und Netz“ zugleich. Seiner Vorstellung nach bündelt sie Interessen, artikuliert Ansprüche und schafft Sicherheit. Das alles schätzt Tom ebenso wie die Auseinandersetzung innerhalb der IG Metall und die Kämpfe nach außen. Trotzdem hat seine Verbindung zur Gewerkschaft, wie er sagt, keinen emotionalen Wert, sie ist pragmatisch-zweckorientiert. Die IG Metall ermöglicht betriebsrätliches Handeln in der Form, wie es von Tom gelebt wird, die IG Metall unterstützt und fordert ihn. Dahingehend ist er loyal und verbunden, er geht aber nicht in dieser Verbindung auf. Ein weitergehendes Engagement reizt ihn, stimmt ihn nachdenklich. Kapazitäten dafür kann er sich angesichts einer starken familiären und betrieblichen Eingebundenheit derzeit aber nicht vorstellen.

Ingrid: Sich einbringen

Unausgeschöpftes Potenzial gesellschaftlicher Teilhabe

Für Ingrid bedeutet Gesellschaft Miteinander und gelebte Demokratie. Die Gewerkschaft ist für Ingrid ein Ort des Engagements von vielen.

Wir treffen Ingrid erstmalig im Betrieb, in dem sie seit vielen Jahren arbeitet und auch schon als junge Frau ihre Ausbildung gemacht hat. Sie wirkt sehr bedacht und aufmerksam, lässt zuerst die Betriebsratskollegen sprechen. Dann zeigt sie auf ein Plakat: „Nur gemeinsam sind wir stark“, ein Motto, dem sie in allen Lebenslagen folgt. Gern erinnert sie sich an frühere Zeiten, in denen das Miteinander in der Belegschaft noch stärker ausgeprägt war, man zusammen gefeiert oder sich einfach nur im Arbeitsalltag unterstützt hat. Heute ist alles wesentlich rasanter.

Aufgewachsen ist Ingrid mit zwei Geschwistern, Mutter und Pflegevater im Westdeutschland der 1960er-Jahre. Ihre Kindheit und Jugend sind nicht unbeschwert: Das Geld ist knapp und es gibt so einige Schicksalsschläge. Doch die Familie hält zusammen. Man sieht sich in der Tradition einer ländlich geprägten Arbeiter:innenschaft, die Sozialdemokratie gehört ebenso dazu wie das Vereinsleben oder die Kirche. Bildungsaufstiege sind in dieser Konstellation für Ingrid nicht vorgesehen. Sie verlässt die Schule, um eine kaufmännische Ausbildung aufzunehmen und auf diese Weise etwas zum gemeinsamen Haushalt beizusteuern. Krankheitsbedingt bricht sie die Ausbildung ab, kämpft sich zurück und erhält, auch durch die Unterstützung des Betriebsrats, eine feste Anstellung als Industriekauffrau in dem Familienunternehmen. Eine positive Erfahrung, von der sie auch heute noch zehrt. Während einer längeren Kindererziehungszeit engagiert sie sich mit vollem Elan bei der Elternvertretung.

Heute ist Ingrid mit Ende 50 weiterhin an ihrem Wohnort sozial eng eingebunden. Mit ihrem Ehemann, der Personalrat ist, und dem gemeinsamen Sohn lebt sie im eigenen Haus unweit ihres Geburtsortes. Die Tochter, bereits ausgezogen, ist regelmäßig zu Besuch. Sie studiert in einer nicht allzu entfernten Großstadt, in die es Ingrid selbst nie hingezogen hat. Die eher ruhige Umgebung schätzt sie. Familie ist ihr wichtig und hat in Zeiten von Corona an zusätzlicher Bedeutung gewonnen.

Ingrid ist seit knapp zehn Jahren Betriebsrätin und versteht sich als diejenige, die sich um andere kümmert. Als „gute Seele“, wie sie sagt, hat sie immer ein offenes Ohr, vor allem für die Nöte ihrer jüngeren Kolleg:innen. Sie setzt sich für eine geregelte Übernahme der Auszubildenden ein. An ihrem Wohnort ist sie Mitglied im Ortsrat und auch parteipolitisch aktiv. Der Schwerpunkt ihres derzeitigen Engagements liegt aber im kirchlichen Bereich, wo sie frauenpolitisch aktiv ist und sehr viel Zeit und Herzblut investiert.

Wie blickt sie auf Gesellschaft?

Für Ingrid ist die Gesellschaft mitgestaltbar und zugleich mitgestaltungsbedürftig. Die Herausforderung besteht dabei darin, unterschiedliche Interessen und Positionen angesichts komplexer werdender Verhältnisse „auf einen Nenner zu bringen“. Was früher nicht infrage stand, beispielsweise die Arbeitsteilung in der Familie (Männer verdienen das Geld, Frauen kümmern sich um die Kinder), sieht sie heute als voraussetzungsreichen Aushandlungsprozess, der mit neuen Statusfragen einhergeht.

Ihr Zugang zu Gesellschaft und gesellschaftlichem Engagement ist Ausdruck eines familiär als selbstverständlich erlebten Kollektivdenkens. Angesichts der prekären Haushaltssituation musste Ingrid schon als Jugendliche ihren Anteil zur familiären Reproduktion beitragen. Die Familie fungierte als Erwerbsgemeinschaft, in der nicht nur die Eltern, sondern auch die älteste Tochter Verantwortung zu übernehmen hatten.

Ebenso in der Gegenwart denkt und handelt Ingrid kollektiv. Nicht individuelle Selbstverwirklichung, sondern die Anerkennung in der Gemeinschaft und das Gefühl gebraucht zu werden, sind Triebkraft ihres Handelns. Die gegenseitige Unterstützung verbunden mit einer nicht hinterfragten Loyalität in der Familie ist für sie eine grundlegende Erfahrung, die sie auch auf den Betrieb und die Abteilung überträgt. Verbundenheit, Anerkennung und Dankbarkeit, genauso Hilfestellungen, die durch gemeinschaftliches Handeln entstehen, bedeuten ihr sehr viel. Damit einhergehend bedarf es einer Orientierung im politischen Sinne, wie sie sagt, hoffentlich in die „richtige Richtung“.

Ingrids gesellschaftliche Fortschrittsvorstellungen richten sich gegen Unterdrückung, auf die Anerkennung unterschiedlicher Lebensentwürfe und auf die Verwirklichung sozialer Gerechtigkeitsvorstellungen. Sie ist – quasi-natürlich – SPD-sozialisiert im traditionellen sozialdemokratischen Verständnis: Als Partei des sozialen Fortschritts und des Kampfes für die Besserstellung derjenigen Menschen, die arbeiten müssen.

Sorgen bereiten Ingrid rechte Strömungen, die die Demokratie gefährden und vielleicht sogar untergraben könnten. Aber auch die globale Ungleichheit, eine unaufhaltsame Beschleunigung, die Verlierer:innen und Abgehängte produziert, sowie eine zunehmende Konkurrenz und Individualisierung sind Teil gesellschaftlicher Entwicklungen, die sie skeptisch betrachtet. Dies betrifft gesellschaftspolitisch ebenso den möglichen Rückbau demokratischer Rechte.

Gelebte Demokratie verlangt in Ingrids Verständnis idealerweise das Mittun aller, die können. In Wirklichkeit sieht sie sich aber in einer „eingeschlafenen Gesellschaft“, in der die demokratische Beteiligung und gesellschaftliche Gestaltung höchst unzureichend gelebt werden. Sie selbst engagiert sich in verschiedenen Bereichen: früher als Klassen-, später dann als Elternsprecherin, als Mitglied im Ortsrat, auf der Arbeit als Betriebsrätin, und vor allem als aktives Mitglied im Katholischen Frauenverband zum Beispiel gegen die „Unterdrückung von Frauen“ im globalen Süden. Ingrid schätzt es, in all diesen Bereichen Vermittlungsarbeit, beispielsweise zwischen Jung und Alt, zu leisten. Darüber hinaus ist es ihr wichtig, ihre Werte leben zu können. Neben dem Recht auf Unversehrtheit ist dies insbesondere Demokratie, die für Ingrid bedeutet, das eigene Leben

auf die Art und Weise gestalten zu können, dass niemand dabei geschädigt wird. Dem Anspruch nach stehen Rücksichtnahme, Unterstützung, Befähigung und Beteiligung dabei an erster Stelle.

Ingrid sieht die Gesellschaft als demokratische Ordnung, die den Raum für politische Mitsprache und Aushandlung bereitstellt, den es zu nutzen gilt. Sie selbst lebt Demokratie, indem sie sich aktiv einbringt und Verantwortung übernimmt. Dabei geht es ihr um solidarische Unterstützung und die Durchsetzung rechtmäßiger sozialer Interessen ebenso wie um einen Austausch, der auf Problemlösung, Kompromissfindung und die Vermittlung unterschiedlicher Positionen angelegt ist.

Macht geht für Ingrid zunächst immer einher mit potenziellem Machtmissbrauch. Dagegen bedarf es rechtlicher Regelungen und Kontrollinstanzen, die vor Ausbeutung schützen. Zwar kann das Ausbeutungsverhältnis, vor allem in der Arbeitswelt, nicht gänzlich beseitigt, aber in einem beträchtlichen Sinne abgemildert werden. Sie schreibt sich selbst wenig Macht zu, hofft aber in ihrem eigenen Wirkkreis Einfluss nehmen zu können, um die Welt insgesamt durch Vermittlung und Offenheit ein bisschen zum Besseren zu gestalten.

Wie steht sie zur IG Metall?

Ingrid trat erst der IG Metall bei, als sie Betriebsrätin wurde. Im Kolleg:innenkreis hieß es, dass eine Gewerkschaftsmitgliedschaft bei den Chefs nicht gern gesehen sei und potenziell zu einer Entlassung führe. Zu den Betriebsratswahlen ließ sie sich aufstellen, weil sie vom Betriebsratsvorsitzenden dazu ermuntert wurde, aber nicht bevor sie mit ihrem Abteilungsleiter gesprochen hatte. Sie arbeitete in Teilzeit und ihre Arbeit musste erledigt sein.

Die IG Metall passt zu Ingrid. Für sie sind Gewerkschaften Organisationen des demokratischen Ausgleichs, den sie auch selbst anstrebt. Die gewerkschaftliche Idee deckt sich mit ihrer kollektiven Orientierung und ihrer Überzeugung, dass nur gemeinsam Veränderungen möglich sind. Sie steht zur IG Metall, ist sich der Bedeutung einer starken Gewerkschaft bewusst und beteiligt sich aktiv an der Mitgliederwerbung im Betrieb. Ansonsten hält sie sich aber in ihrem gewerkschaftlichen Engagement zugunsten ihrer kirchlichen Aktivitäten zurück.

Jens: Für Überzeugungen eintreten

Ambivalenz gesellschaftlicher Verantwortungsübernahme

Jens setzt sich für Demokratie und Mitbestimmung ein, auch weil er sie durch das Erstarken rechter Tendenzen in Gefahr sieht. Die IG Metall steht für ihn in der Mitte der Gesellschaft.

Jens holt uns mit dem Auto vom Bahnhof ab. Auf der Fahrt zum Werk zeigt er uns einige Wohnbauprojekte, erläutert uns die neuere Stadtgeschichte und erzählt uns von jungen Menschen, die kaum eine berufliche Perspektive in dieser Stadt haben. Dennoch ist er zuversichtlich. Die neuen technologischen Möglichkeiten könnten sich, so seine Hoffnung, positiv auf die örtliche Wirtschaft und das Werk, in dem er als Betriebsratsvorsitzender tätig ist, auswirken, sodass sich die Zukunftsängste der Menschen, denen er tagtäglich begegnet, als unbegründet erweisen.

Jens arbeitet seit vier Jahrzehnten in diesem Werk, das mit mehreren tausend Beschäftigten der größte Arbeitgeber in einer ostdeutschen Region ist, zwischenzeitlich mehrmals den Besitzer wechselte und heute zu einem großen transnationalen Unternehmen gehört. In den 1980er-Jahren begann er hier seine Lehre als Dreher, später machte er seinen Meister.

Jens ist schon seit mehr als zwei Jahrzehnten Betriebsrat und seit vielen Jahren freigestellt. Die Entscheidung für die Freistellung ist ihm nicht leichtgefallen, gerne wäre er bei seiner „Mannschaft“ geblieben, inzwischen hat er aber großen Gefallen an der Betriebsratsarbeit gefunden, da sie ihm viel mehr Möglichkeiten, sich zu entwickeln und ständig dazuzulernen, eröffnete. Den Betriebsratsvorsitz übernahm er vor wenigen Jahren. Dabei ist er in „große Fußstapfen“ getreten, wie er sagt.

Als Betriebsratsvorsitzender wirkt Jens im Konzern- und Europäischen Betriebsrat, im Aufsichtsrat und in der Tarifkommission. Zudem sitzt er für die SPD, in die er kürzlich eingetreten ist, im Stadtrat. Als klassischer betrieblicher und gewerkschaftlicher Multifunktionär ist er in ein dichtes Netz an sozialen Kontakten und Informationen auf unterschiedlichen Ebenen einbezogen, das es ihm ermöglicht, Fäden zusammenzuziehen, Zusammenhänge herzustellen und gestaltend Einfluss zu nehmen. Aber dennoch – oder gerade deshalb – kennt auch er das Gefühl, an die Grenzen der eigenen Handlungsmacht zu stoßen, ohnmächtig zu sein; insbesondere dann, wenn die im Ausland sitzende Konzernleitung Entscheidungen über die Belegschaft und Werksleitung hinweg trifft.

Jens ist Mitte 50 und lebt von Kindheit an in einer mittelgroßen Stadt im Osten Deutschlands, in die seine Eltern in den 1950er-Jahren für eine sichere, angesehene und gutbezahlte Arbeitsstelle gezogen waren. Seine Ehefrau ist bei einer Versicherung angestellt. Sie unterstützt ihn, wo sie kann, stärkt ihm den Rücken für die politische Arbeit und ist ihm eine gute Gesprächspartnerin. Beide kümmern sich um die Schwiegermutter, die in fußläufiger Entfernung wohnt. Ihre gemeinsame Tochter lebt und arbeitet mit ihrem Ehemann und zwei Kindern mehrere hundert Kilometer entfernt in Süddeutschland. Jens und seine Tochter sprechen sich regelmäßig, Besuche finden meist über die Feiertage statt.

Die Geschichte der Elterngeneration, insbesondere nach der Wende, prägte ihn ebenso wie die Geschichte der Stadt und des Betriebs. Dem vormaligen System stand er kritisch gegenüber, der Opposition schloss er sich aber nicht an.

Jens schaut lieber nach vorne als zurück. Die Branche, in der er arbeitet, steht vor erheblichen Umbrüchen, aber er ist zweckoptimistisch, dass die notwendigen Investitionen in die technologische Erneuerung des Standorts getätigt werden.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Jens' Blick auf Gesellschaft ist geprägt von den Erfahrungen zweier unterschiedlicher Gesellschaftssysteme. Die DDR-Gesellschaft erlebte er als paternalistisch, fürsorglich und disziplinierend zugleich. Eine Übernahme von Verantwortung als Teil einer bürokratischen Herrschaft lehnte er ab. Anwerbeversuche sowohl in die Nationale Volksarmee als auch in die SED wies er ab. Die Nachwendegesellschaft führte dagegen das Versprechen demokratischer Beteiligung und Mitgestaltung mit sich. Die neuen Unsicherheitsverhältnisse, die in den Nachwendejahren durch Insolvenzen, Entlassungswellen und Massenarbeitslosigkeit hervorgerufen wurden und für Jens in sozialen Abstürzen im Bekannten- und Verwandtenkreis persönlich erfahrbar wurden, aber auch die betrieblichen Restrukturierungen und die stadtstrukturellen Veränderungen, die damit verbunden waren, zeigten ihm zugleich die politische und regulatorische Gestaltungsbedürftigkeit einer der Marktkonkurrenz unterworfenen Gesellschaft. Er erkannte für sich, dass im Vergleich zur DDR-Gesellschaft die westlichen Gesellschaften offener, vielfältiger und pluraler, allerdings ungleicher und von den Interessenlagen her umkämpfter sind, sie von daher einer breiten demokratischen Mitgestaltung bedürfen, um Machtbalancen und soziale Ausgleichsprozesse herzustellen und marktlich bedingte Fehlentwicklungen einzuhegen. Die demokratische Gesellschaft ist für ihn gestaltbar und gestaltungsbedürftig gleichermaßen. Sie ist ein Feld politischer Auseinandersetzungen, das die gewerkschaftliche und parteipolitische Organisierung und die Besetzung politischer Funktionen verlangt. Lehnte er eine Verantwortungsübernahme in der DDR-Gesellschaft ab, weil er damit in seinen Augen zu einem Teil des staatlichen Machtapparates geworden wäre, so sieht er die Übernahme von Verantwortung in der demokratischen Gesellschaft (durch die Bekleidung von betrieblichen, gewerkschaftlichen und politischen Vertretungsfunktionen) als Möglichkeit, gesellschaftliche und betriebliche Verhältnisse in seinem Sinne mitzugestalten.

Die Übernahme betrieblicher, gewerkschaftlicher und lokalpolitischer Verantwortung bringt ihn zugleich in eine herausgehobene Position, die ihn zumindest im Lokalen als öffentliche Person sichtbar macht. Wer aus der Menge austritt und seine Stimme erhebt, zieht Anerkennung und Wertschätzung, aber auch Gegnerschaft und Feindseligkeiten auf sich. Gesellschaftliche Verantwortungsübernahme gestaltet sich für ihn deshalb ambivalent. Einerseits ist es eine große Bürde, in schwierigen Zeiten Verantwortung zu tragen, andererseits sieht er sich angesichts des Erstarkens einer gewaltbereiten extremen Rechten bedrohlich exponiert und schutzlos, sollte sich diese Entwicklung weiter fortsetzen. Anzeichen dafür sieht er schon jetzt in der zunehmenden Feindseligkeit gegenüber wissenschaftlichen Expert:innen, staatlichen Repräsentant:innen (von Poli-

tiker:innen über Regierungsbeamte bis hin zu Feuerwehr und Polizei) oder Gewerkschaftsfunktionär:innen. Sie zeigt sich in verbalen Übergriffen, einschüchterndem Auftreten oder auch in dem Aufbau einer Bedrohungskulisse gegenüber Politiker:innen von Fackelaufmärschen vor Privathäusern bis hin zu Gewalttätigkeiten. In seinen Augen ist dies gleichfalls Ausdruck eines aufgrund zunehmender sozialer Ungleichheit rauer werdenden gesellschaftlichen Klimas.

Die Arbeit demokratischer Mitgestaltung heißt für ihn, für seine Überzeugungen einzutreten und ihnen Gehör und Mehrheiten zu verschaffen: im betrieblichen, gewerkschaftlichen, parteipolitischen und gesellschaftlichen Raum gleichermaßen. Dabei hält er mit seinen Überzeugungen selbst dann nicht hinter dem Berg, wenn ihm bewusst ist, dass er damit anecken könnte, zum Beispiel weil es der Partei- oder Gewerkschaftsline widerspricht.

Jens passt sich an gesellschaftliche Verhältnisse an, richtet sich auf das aus, was er vorfindet: früher auf die „Notgemeinschaft“ in der DDR, heute auf ein individualisiertes und in plurale Interessengruppen zerfasertes Gemeinwesen, das neue Schwierigkeiten und Notwendigkeiten mit sich bringt. Er verweist beispielsweise auf Probleme gewerkschaftlicher Mitgliedergewinnung und -aktivierung, denen mit individueller Ansprache und dem Bezug auf Eigeninteressen, nicht aber mit Druck begegnet werden müsse.

Jens' gewerkschaftliches und politisches Engagement ist ausgerichtet an der Idealvorstellung einer sozialen Demokratie, wobei das Soziale zugleich die Anerkennung ökologischer Notwendigkeiten einschließt. Demokratische Rechte sind für ihn der Grundstein, um weitergehende soziale Rechte zu erkämpfen und unterschiedliche Interessen in der Gesellschaft in eine faire und allgemein akzeptierte Balance zu bringen. Den Arbeitnehmer:innen gelingt es aber nur dann demokratische Macht zu entfalten, wenn sie sich zusammenschließen. Demokratische Rechte sind Jens zufolge eine entscheidende Voraussetzung, Interessen der abhängig Beschäftigten zur Geltung zu bringen. Sie sind jedoch nur die Basis, die es ermöglicht, sich gewerkschaftlich zu organisieren und solidarisch zu handeln, um so die verfügbaren demokratischen Institutionen und Rechte mit Leben zu füllen. Die praktische Umsetzung demokratischer Rechte kann zurückgedrängt und schlimmstenfalls durch machtbasierte und gewaltsame Formen der Interessendurchsetzung abgelöst werden, wenn sie nicht kontinuierlich verteidigt und gelebt werden.

Wie steht er zur IG Metall?

Jens ist überzeugter Gewerkschafter, was für ihn zugleich heißt, sich innerhalb der Organisation einzubringen und für die eigenen Überzeugungen zu streiten. Die IG Metall versteht er als eine Solidargemeinschaft abhängig Beschäftigter, die letztlich – und soweit dies für eine Massenorganisation möglich ist – auf demokratischer Selbstorganisation beruht. Stützpfeiler dieser Selbstorganisation sind die Vertrauensleute, denen er dies in seiner Ansprache zu vermitteln versucht und die er zugleich als notwendige belegschaftsnahe Organisationsstruktur für seine Betriebsratsarbeit betrachtet. Jens war in der Nachwendezeit selbst einige Jahre Vertrauensmann, bevor er in den Betriebsrat gewählt wurde.

Als Mitglied im Ortsvorstand, in der Tarifkommission und in der Delegiertenversammlung sowie als Betriebsratsvorsitzender eines Großbetriebs mit hohem gewerkschaftlichen Organisationsgrad verfügt er über formale wie informelle Einflusskanäle auf den verschiedenen Organisationsebenen der IG Metall. Umgekehrt nimmt er den Hauptamtlichenapparat der IG Metall gerade im arbeitsteiligen Zusammenspiel der Organisationsebenen Geschäftsstelle, Bezirksleitung und Vorstand als äußerst unterstützend für die eigene betriebspolitische Arbeit wahr.

Für Jens sind gewerkschaftspolitisch zwei Grundsätze wichtig: zum einen, dass gewerkschaftliche Forderungen am Machbaren, also einer realistischen Einschätzung der eigenen Machtbasis, ausgerichtet sind. Zum anderen, dass Gewerkschaften in ihrer gesellschaftspolitischen Ausrichtung in der Mitte der Gesellschaft bleiben. Andernfalls drohe ihnen dass sie als Organisation marginalisiert und ihre Mitglieder als Zielscheibe von Feindseligkeiten oder politischer Verfolgung werden könnten.

Kim: Sich nicht verlieren

Gesellschaft als Möglichkeitsraum individueller Gestaltung

Kim bewegt sich in unterschiedlichen sozialen Welten. Die Gewerkschaft schätzt sie, wo sie als soziale Bewegung erfahrbar ist.

Kim fällt auf: von der Haarfarbe bis zu den Piercings und markanten Tätowierungen. Dabei ist sie aufmerksam, reflektiert und in ihrer Argumentation besonnen, auf Ausgleich in politisch hitzigen Zeiten aus, was ihre älteren Kollegen in der Gruppendiskussion, wo wir sie zum ersten Mal treffen, positiv registrieren. Ein weiteres Mal treffen wir sie zwischen zwei Lockdowns in einem angesagten Viertel in einem Café. Sie erzählt von ihrer Schulzeit und Jugend, dem Milieu, in dem sie aufgewachsen ist, und davon, wie dieses eher weniger zu ihrem derzeitigen Beruf passt.

Kim ist Ende 20 und lebt allein in einer kleinen Mietwohnung einer süddeutschen Großstadt. Ihre Mutter, eine links orientierte Sozialarbeiterin, engagiert sich für schwer zugängliche Gruppen. Mit ihr bereiste Kim die Welt, kehrte aber stets in die Stadt zurück, mit der sie schon immer verbunden war. Der Vater war zunächst in der Werbebranche tätig und arbeitete später im Bildungsbereich. Die Eltern trennten sich noch vor ihrer Einschulung. Früh war Kim mit Ungleichheit in unterschiedlichen Kontexten konfrontiert, meist jedoch auf sicherer Distanz zu dieser und behütet. Die Großeltern, die auf dem Land wohnen, prägten sie ebenso wie ihre Eltern, mit denen sie nach wie vor sehr verbunden ist. In ihrer Jugend ist Kim darüber hinaus mit verschiedenen Subkulturen, von Techno bis Körperkunst, in Berührung gekommen.

Nach dem Abitur studierte sie zunächst zwei Semester Maschinenbau, entschloss sich dann aber für eine Ausbildung als Industrie- und Fertigungsmechanikerin in einem großen Betrieb der Automobilindustrie, wo sie seitdem arbeitet. Mit Ausbildungsbeginn wurde Kim, wie in diesem Betrieb üblich, IG-Metall-Mitglied, bald darauf Jugend- und Auszubildendenvertreterin und schließlich Teil der Vertrauenskörperleitung. Hier erfährt sie positive Gemeinschaft, schätzt die Bildungserlebnisse und den Austausch.

Kim kann sich nicht vorstellen, ein Leben lang am Band zu stehen oder nur im Büro zu sitzen. Daher hat sie ihre Arbeitszeit reduziert und studiert parallel Forstwirtschaft. In ihrer Freizeit geht sie unterschiedlichen Hobbys nach: Sie kümmert sich um ihre Katze und ihre Pflanzen, zudem interessiert sie sich für Motorsport und soziale Bewegungen. In Kims Freundeskreis arbeiten viele im öffentlichen Dienst oder studieren. Mit Gewerkschaft können die wenigsten etwas anfangen.

Wie blickt sie auf Gesellschaft?

Authentizität, Selbstbestimmung und Selbstbehauptung stehen im Zentrum von Kims Auseinandersetzung mit Gesellschaft, die sich als offenes Feld pluraler Interessen und Kulturen darstellt und ständiger Aushandlung und Ausbalancierung bedarf. Einerseits ein riesiger Möglichkeits-

raum unterschiedlichster Lebensweisen, nimmt Kim Gesellschaft andererseits als von Konventionen, konkurrenzziellen Auslesemechanismen und Machtverhältnissen durchzogen wahr. Zwar geben Konventionen Lebenswege vor, jenseits des Konventionellen eröffnen sich aber gesellschaftliche Freiräume und Optionen. Gerne schaut sie daher links und rechts des Weges. Mit den Freiräumen und den Ausbrüchen sind jedoch auch Risiken und Unsicherheiten verbunden.

Gesellschaft ist für Kim das Leben außerhalb der Sicherheit bietenden Privaten, das ungeschützt Öffentliche. Sie „richtet einen zu“, übt Gewalt aus, unterteilt in Dazugehörige und Außenseiter. Kim erlebt Gesellschaft als Gruppendruck, als Kampf um Anerkennung und Selbstbehauptung, als das komplizierte und einen fordernde Zwischenmenschliche. Kim ist auf der Suche nach ihrem Platz und ihrem Weg in der Gesellschaft: nach einem erfüllenden Beruf, nach Freiräumen fernab hegemonialer Konventionen, aber auch nach Orten des Rückzugs und der Heimeligkeit.

Angesichts ihrer Bildungsvoraussetzungen und der Ressourcenlage ihrer Herkunftsfamilie stehen Kim vielfältige Berufs- und Lebenswege offen. Aber die durchlässige Gesellschaft geht einher mit Leistungsdruck. Angesichts der Zumutungen und Anstrengungen erfahrener gesellschaftlicher Anforderungen sehnt sie sich nach einer kleinen, sicheren und autarken Welt, in die sie sich ab und zu zurückziehen und dem Druck entziehen kann.

Institutionen, Normen und Konventionen werden als Disziplinierungsinstanzen erfahren, die durch Ausgrenzungs-, Leistungs- und Konkurrenzmechanismen wirksam werden. Ihre Utopie ist es, einen Raum zu haben, der sich gesellschaftlichen Normen, Konventionen und Zwängen entzieht. In der eigenen Lebenspraxis schwankt sie zwischen der Sicherheit gesellschaftlicher Integration und der Freiheit Konventionen sprengender, subkultureller Praxis. Daher vermeidet Kim die Einbindung in geschlossene institutionelle und organisationale Zusammenhänge, da sie sich dadurch in ihrer Autonomie und Authentizität eingeschränkt sieht. Dies gilt für Mannschaftssport und Vereinsleben und noch stärker für politische Funktionen. Parteipolitik, aber auch Betriebsratspolitik ist für sie das Nicht-Authentische: wahltaktisches Verhalten und das Verfolgen individueller Karriereinteressen. „Am Ende geht es nur um Stimmen“, sagt sie.

Kim hat ein liberales Verständnis gesellschaftlichen Miteinanders, das auch bei rechtspopulistischen Äußerungen eine Politik des Zuhörens und Ernstnehmens einfordert, beispielsweise wenn Sorgen und Ängste gegenüber Zuwanderung formuliert werden. Eine verfestigte politische Polarisierung, in der es nur noch Opposition, aber keinen Austausch mehr gibt, findet sie bedrohlich. Sie lehnt es ab, wenn Menschen pauschal in eine „rechte Ecke“ gestellt werden, wenn sie Kritik, beispielsweise an der Geflüchtetenpolitik üben.

Kim richtet ihr Engagement an den Bedürfnissen und Ressourcen der eigenen Lebenssituation aus und versucht dies mit positiven Gemeinschaftserfahrungen zu verbinden. Solidarität ist für sie ein tiefes Erleben von Verbundenheit, eines Füreinanderdaseins und Zusammenstehens, das „Gänsehaut“ erzeugt und Glücksmomente schafft. Solidarität verlangt dabei zugleich, eigene Interessen und Empfindlichkeiten zumindest zeitweilig für die gemeinsame Sache zurückzustellen. Streiks – aber auch Konzerte – sind für Kim Orte, wo Solidarität erfahrbar wird.

Die Macht der Gesellschaft ist für Kim in den konventionellen Zwängen spürbar, die die alltäglichen sozialen Beziehungen und Interaktionen durchziehen, und mit Ausgrenzungen von Nichtangepassten verbunden sind. Auch für sich selbst sucht Kim immer wieder nach Möglichkeiten, aus den gesellschaftlich auferlegten Zwängen auszubrechen und ein Umfeld zu finden, in dem sie so anerkannt ist, wie sie ist.

Kim sieht die Möglichkeiten demokratischer Partizipation, kritisiert aber zugleich deren Grenzen. Partizipationsangebote entpuppen sich zum Teil als Pseudobeteiligung, bei der die Meinung der Leute zwar angehört, jedoch nicht berücksichtigt wird. Sie beklagt zudem die Lobbymacht der Unternehmen, die demokratischen Prozessen zuwiderläuft. Einflussnahme, auch demokratische, ist aus ihrer Sicht ohne Organisation, Bewegung und Konflikt nicht möglich. Zugleich sorgt sie sich angesichts einer zunehmenden politischen Polarisierung um die Kultur demokratischer Vermittlung und Verständigung.

Wie steht sie zur IG Metall?

Die IG Metall ist Lebensabschnittsgefährtin, Kims Beziehung zu ihr auf die derzeitige Lebensphase beschränkt. Diese Beziehung ist einerseits durch eine kritische Distanz geprägt. Ihr gefällt die IG Metall da, wo sie als soziale Bewegung agiert, der Basis Freiräume für politische Aktivitäten öffnet und Demonstrationen und Protest organisiert, aber auch, im Sinne ihrer vielfältigen Mitglieder, durchsetzungsstark ist. Dagegen findet sie die organisationalen Strukturen der IG Metall problematisch, auch weil sie den Eindruck hat, dass die die IG Metall im Betrieb repräsentierenden Betriebsrät:innen nicht immer transparent bei der Entscheidungsfindung sind und kritischen Betriebsratsmitgliedern ein „Maulkorb umgebunden“ wird. Weil sie selbst sich den Mund nicht verbieten lassen mochte, lehnte sie die ihr angebotene Kandidatur für den Betriebsrat ab.

Auch in Bezug auf die IG Metall hält Kim das Prinzip freier Entscheidung und Freiwilligkeit sehr hoch. Dies gilt für die Frage des Gewerkschaftsbeitritts ebenso wie für den gewerkschaftsinternen Diskurs. Harte Mitgliederwerbung lehnt sie ab. Nur wer wirklich überzeugt sei, sollte in die Gewerkschaft eintreten. Die innergewerkschaftliche Debatte sollte durch Vielfalt und Offenheit abweichenden Meinungen gegenüber geprägt sein, nicht durch Ausgrenzung. Dennoch hat sie ein positives Gewerkschaftsbild, das auch auf ihr Leben jenseits des Betriebs ausstrahlt.

Ralf: Krisen etwas entgegensetzen

Wider die Ordnung und trotzdem im Strom

Gesellschaftlich sieht sich Ralf zwischen Freiheit und Zwang. Gewerkschaften sind für ihn idealer Bezugspunkt der Arbeiter:innenschaft, mit der er sich verbunden fühlt. Zugleich fremdelt er mit persönlichem Aktivismus.

Ralf sitzt in einem Stuhlkreis eines arbeitszeitpolitischen Seminars der IG Metall. Die Teilnehmer:innen sind zum Großteil bei Automobilherstellern oder -zulieferern beschäftigt. In der Diskussion kommen sie auf die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens als Möglichkeit zu sprechen, immerwährenden Krisenerscheinungen dauerhaft etwas entgegensetzen. Angesichts von Digitalisierung, Dekarbonisierung und Corona ist die Angst vor krisenbedingten Standortschließungen und Massenentlassungen im Raum allgegenwärtig. Vorhandene staatliche Sicherungssysteme bilden in der Wahrnehmung der Anwesenden kaum ein Netz, das es vermag, sie im Ernstfall vor dem persönlichen Ruin zu bewahren. Ralf, der in der Diskussion auffällt, weil er weniger aus einer Betroffenheits-, sondern stärker aus einer gesellschaftlichen Perspektive argumentiert versteht das bedingungslose Grundeinkommen insbesondere als eine Frage des Respekts, da es ermöglichen würde, ein ordentliches, wenn auch bescheidenes Leben zu führen, ohne sich dafür schämen zu müssen, auf staatliche Unterstützung angewiesen zu sein.

Ralf arbeitet als Ingenieur. Er ist Anfang 50 und lebt mit seiner Familie zur Miete in einem Nachkriegshäuschen mit kleinem Hinterhof am Rand einer westdeutschen Großstadt. Seine Frau kommt aus Peru, wo sie sich auch kennenlernten. Ihre zwei Kinder gehen noch zur Schule. Wir treffen ihn zunächst online und dann noch einmal bei ihm zu Hause am Esszimmertisch. Immobilien sind in der Region sehr teuer und für Normalverdiener:innen kaum mehr erschwinglich. Ralf betrachtet diese Entwicklung mit Sorge. Er ist in der Stadt aufgewachsen und fühlt sich ihr verbunden. Seine Kindheit verbrachte er als Scheidungskind unter finanziell prekären Bedingungen größtenteils in der Obhut seiner Großmutter.

Lange hat er ein Leben jenseits von Ehe, fester Arbeit und Eigenheim geführt. Nach dem Abitur zog er für ein Anthropologie-Studium nach Norddeutschland. Da er auf Unterstützung durch sein Elternhaus nicht bauen konnte, finanzierte er seinen Lebensunterhalt mit diversen Jobs. Unter anderem arbeitete er eine Zeit lang als Selbständiger mit eigener Dienstleistungsfirma und jobbte als Werkstudent in der Schwerindustrie. Letzteres war eine körperlich belastende und langfristig verschleißende Arbeit, die ihm die Misere des Arbeiter:innendaseins bewusst machte, sich aber in seinem Fall angesichts guter Entlohnung und des absehbaren Zeithorizonts einigermaßen erträglich gestaltete. Sein Studium beendete Ralf ohne Aussicht auf langfristige Arbeitsmöglichkeiten in seinem Fachgebiet, so dass er sich – nach einigen Umwegen – für eine Weiterbildung im EDV-Bereich entschied, die ihn schließlich zu seiner jetzigen Tätigkeit führte. Über eine Bekannte gelangte er mit Mitte 30 zu einer Anstellung bei einem großen Automobilzulieferer, in dem Betrieb, wo er einige Jahre später Vertrauensmann und IG Metall-Mitglied geworden ist und wo er auch heute noch arbeitet.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Die Gesellschaft in ihrer bestehenden kapitalistischen Organisationsform und zugleich demokratischen und sozialstaatlichen Verfasstheit ist für Ralf einerseits Fremdbestimmung, die insbesondere über Lohnabhängigkeit und in der Erwerbsarbeit erfahrbar wird, andererseits ein Netzwerk vielfältiger und bereichernder Sozialbeziehungen sowie eine kollektive Organisation, die Leistungen bereitstellt und Raum für individuelle Freiheiten lässt.

Ralfs Blick auf Gesellschaft ist geprägt durch sein Streben nach Selbstbehauptung und seine Suche nach einem individuell passenden – moralische Ansprüche und materielle Bedürfnisse gleichermaßen befriedigenden – Lebensentwurf unter Bedingungen gesellschaftlicher Fremdbestimmung. Einerseits bietet die Gesellschaft Freiräume und eine Pluralität von Lebensweisen und -entwürfen. Andererseits weiß Ralf aus eigener Armuts- und Prekaritätserfahrung in Kindheit und Jugend, dass die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes und gutes Leben zu führen, nicht allen gleichermaßen offensteht. Lohnabhängigkeit im Sinne fehlender Rücklagen und damit der Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit zu sichern, setzt einer selbstbestimmten, freien Lebensführung eine harte äußere Grenze. Die Lohnabhängigkeitserfahrung deutet Ralf als gemeinsame Klassenerfahrung und begründet, dass er sich der Arbeiterklasse bis heute zugehörig fühlt oder, wie er selbst sagt, dass er ein „Arbeitnehmerklassenkind“ ist.

In Ralfs Verständnis reproduziert und gestaltet die Lebensführung der Leute in Summe die gesellschaftlichen Verhältnisse. Alle tragen zum guten gesellschaftlichen Zusammenleben bei und damit auch Verantwortung dafür, dass gesellschaftliches Zusammenleben funktioniert. Die Lebensführung im Privaten, aber auch im Beruflichen wird dadurch gesellschaftlich und politisch. Beispielhaft nennt er seine eigene Familiengestaltung, die mit ihrer Multikulturalität die Gesellschaft bereichert und modernisiert. Dabei bilden für ihn Leistungsgerechtigkeit, Solidarität und Mündigkeit die zentralen Prinzipien einer guten Lebensführung.

Sein Anspruch auf Leistungsgerechtigkeit gründet auf seinen Erfahrungen von Armut und Lohnabhängigkeit und ist für ihn Zeichen seiner Solidarität mit der Arbeitnehmer:innenschaft. Nur diejenigen, die einen in ihren Möglichkeiten stehenden gesellschaftlichen Arbeitsbeitrag leisten, können auch gesellschaftliche Unterstützung und Fürsorge erwarten. Erwerbsarbeit ist damit bei ihm widersprüchlich besetzt: Sie ist einerseits ein Leistungsbeitrag für die Gesellschaft und schränkt andererseits die eigene Selbstbestimmung ein, indem sie Unterordnung und Weisungsgebundenheit verlangt.

Solidarität ist für Ralf Anspruch an sich selbst wie auch an die Gesellschaft insgesamt; angesichts der ökologischen Grenzen des Planeten braucht es darüber hinaus zugleich ein Bewusstsein der Notwendigkeit weltweiten solidarischen Handelns. Unter Solidarität versteht er dabei, füreinander einzustehen und miteinander zu handeln, aber auch die Interessen und Bedürfnisse anderer mitzudenken und im eigenen Handeln zu berücksichtigen. Seine Solidarität endet, wenn sie ausgenutzt und dadurch das Prinzip der Leistungsgerechtigkeit verletzt wird, beispielsweise wenn staatliche Sozialleistungen erschlichen werden.

Ralf ist überzeugter Demokrat. Gerade deshalb ist er von der demokratischen Wirklichkeit nicht restlos überzeugt. Da ist zum einen die zu große (Lobby-)Macht der Wirtschaft, die auf demokratische Entscheidungen, beispielsweise in der Steuer- und Finanzgesetzgebung, Einfluss zu nehmen. Da sind zum anderen die fehlende Mündigkeit, Eigenverantwortung und Bildung vieler Bürger:innen – alles Voraussetzungen einer funktionierenden Demokratie. Und letztlich ist die hierarchische Struktur demokratischer Repräsentation da, die das Prinzip demokratischer Selbstbestimmung aus seiner Sicht nur sehr vermittelt zur Geltung kommen lassen.

Wie steht er zur IG Metall?

Ralf hat kein eindeutiges Verhältnis zur IG Metall. Er kann der Idee der Gewerkschaft als kollektive Organisation, die gegen Ausbeutung und Fremdbestimmung der abhängig Beschäftigten kämpft, sehr viel abgewinnen. Ins Schwärmen gerät er zudem noch immer, wenn er an die Kampagne und den Kampf der IG Metall für die 35-Stundenwoche zurückdenkt, obgleich er diesen nur von außen erlebte. Und auch heute beschreibt er sie als einen Verband, dem es gelingt, Organisationsmacht aufzubauen und die Leute zu solidarischem Handeln zu bewegen.

Zugleich ist eine gewisse Distanz spürbar. Ralf ist erst spät in die IG Metall eingetreten. Er war fast fünfzig und schon mehr als zehn Jahre im Betrieb. Und es hat einen Anstoß von außen gebraucht: die Anfrage, ob er nicht Vertrauensmann werden möchte. Er lässt sich darauf ein, weil er für sich selbst Vorteile sieht, mal vom Arbeitsplatz wegzukommen, aber auch aus Verantwortungsgefühl für die Sache. In unseren Gesprächen mit ihm wurde verschiedentlich deutlich, dass er nicht zu stark in die Organisation hineingezogen werden möchte. Er identifiziert sich mit der Idee, fremdelt jedoch mit der gewerkschaftlichen Praxis, weil er den Autonomieverlust fürchtet. Als Vertrauensmann versteht er sich insbesondere als Bindeglied zwischen den Beschäftigten in seiner Abteilung und dem Betriebsrat, indem er Probleme aus der Belegschaft heraus in den Betriebsrat trägt und Informationen vom Betriebsrat in die Abteilung vermittelt. Er möchte sich aber von der IG Metall nicht in die Verantwortung nehmen lassen, neue Mitglieder zu werben. Und er sieht sich beruflich und familiär bereits ausgelastet genug, so dass ein stärkeres gewerkschaftliches Engagement für ihn ausgeschlossen ist.

Erik: Sich der Gewerkschaftsarbeit hingeben

Auf der Suche nach Zugehörigkeit

Erik wünscht sich Zugehörigkeit und positive Gemeinschaft, insbesondere auch, weil Gesellschaft seiner Ansicht nach viele Gefahren bereithält. Die IG Metall schützt ihn und bietet eine politische Heimat.

Wir treffen Erik in einem IG-Metall-Bildungszentrum, in dem er und seine VK-Kolleg:innen ein Wochenseminar besuchen. In der Gruppendiskussion geht es heiß her bei der Frage, was legitime Mittel des Protests sind. Ein Kollege kritisiert linksradikale Ausschreitungen, brennende Autos und Angriffe auf die Polizei. Erik hält dagegen und erzählt von Neonazi-Übergriffen im Osten, von der Notwendigkeit, sich gegen diese zu wehren, aber auch von der Ohnmacht, die damit einhergeht. Später sagt er uns, dass er im betrieblichen Umfeld darauf bedacht ist, seine eigene linksradikale Vergangenheit nicht zu thematisieren.

Ein weiteres Mal treffen wir Erik zunächst online, einigermaßen ausgeschlafen nach einer langen Nachtschicht, in der er auf eigenen Wunsch langfristig arbeitet. Zurzeit widmet er einen großen Teil seiner freien Zeit gewerkschaftlichen Aufgaben. Seine erste Leidenschaft gilt vor allem dem Fußball. Erik ist Ende 20 und lebt alleine in einer kleinen Wohnung in einer Großstadt, in der sich auch sein jetziger Arbeitgeber, ein ostdeutscher Standort eines großen Automobilunternehmens, befindet. Aufgewachsen ist Erik in einer ostdeutschen Kleinstadt nach der Trennung der Eltern bei seinem Vater, der Kfz-Mechaniker ist und wie einige Verwandte in der Automobilindustrie arbeitet.

In seiner Jugend ist Erik Teil der örtlichen Punkszene, die zum Angriffspunkt gewalttätiger rechter wurde. Er bewegte sich in der links-autonomen Szene und beteiligte sich an militanten antifaschistischen Aktionen. Angesichts immer bedrohlich werdender Situationen verließ er nach der Schule die Stadt und verbrachte einige Zeit ohne festen Wohnsitz. Später zog er zu seiner Schwester in den Westen, kehrte dann aber wieder zurück und absolvierte eine Ausbildung.

Schon immer wollte Erik in einem der großen deutschen Automobilunternehmen arbeiten, was ihm nach mehreren Jahren in Leiharbeit auch glückte. Erstmals nahm er dort an Jugendaktionen der IG Metall teil und wurde bei seinem jetzigen Arbeitgeber rasch zum Vertrauensmann gewählt. Nun ist er stellvertretender Vertrauenskörperleiter und organisiert selbst Aktionen. Mittelfristig möchte er selbst VK-Leiter werden. Eine Betriebsratskarriere hat er perspektivisch im Blick. Noch sieht er sich aber nicht bereit dazu, sich in diesem stark juristisch geprägten Feld zu bewegen.

Wie blickt er auf Gesellschaft?

Eriks Blick auf Gesellschaft ist geprägt durch die Erfahrung des Kampfs gegen rechts. Sei es auf der Straße, in der Familie oder im Betrieb. Schon als Jugendlicher war er damit konfrontiert, dass

Neonazis den öffentlichen Raum beherrschten und auch vor physischer Gewalt nicht zurückschreckten. Vor dem Hintergrund fehlender Unterstützung durch Institutionen, zum Beispiel staatlicher Organe wie der Polizei, konnte er sich erst durch die Antifa-Gruppe aktiv wehren.

Der Rechts-Links-Gegensatz manifestiert sich bei Erik als ein politischer Kampfmodus und als Wir-gegen-die-Denken, das gute Zugehörige und böse Andere, die klein- und fernzuhalten sind, unterscheidet. In seiner politischen Arbeit im Betrieb spielt der Kampf gegen rechte Einstellungen, Symboliken und Ausdrucksformen ebenfalls eine Rolle. Sie zeigen sich immer wieder in Form politischer Grenzüberschreitungen und konkreter Organisationsversuche einer rechten Gruppe gegen die IG Metall. Teile der näheren Verwandtschaft verortet Erik ebenfalls am rechten Rand des politischen Meinungsspektrums. Materiell abgesichert, aber kleinbürgerlich und klein-kariert im Denken, wie er sie beschreibt, lehnen sie alles ab, was fremd erscheint. Erik erkennt darin ein Bedürfnis nach vermeintlicher Sicherheit.

Gesellschaft ist für Erik die alltägliche und unmittelbare Erfahrung: früher in der Kleinstadt, heute auf dem Hallenboden. Handlungsmöglichkeiten in dieser Gesellschaft sind gekennzeichnet durch Auseinandersetzungen und partiell auch körperliche Grenzüberschreitungen. Dabei geht es weniger um Profilierung, sondern um das Erkämpfen und die Verteidigung von Räumen. Den Raum „der Mitte“, der Vermittlung, des Austausches und des Übergangs gab es in Eriks Wahrnehmung von Gesellschaft lange Zeit vordergründig nicht. Als Vertrauensmann verschiebt sich sein Zugehörigkeitsempfinden vom links-autonomen Rand in die links-gewerkschaftliche Mitte. Wenngleich Referenzen jenseits der Extreme ausbleiben, positioniert sich Erik dabei mittlerweile in einem traditionellen Rollen- und Werteverständnis einer „normalen“ Lohnarbeitsexistenz, das er anstrebt. Dazu gehören Vorstellungen eines sicheren Arbeitsplatzes, der das Auskommen der Familie sichert, sowie Werte wie Höflichkeit und Hilfsbereitschaft, die er für selbstverständlich erachtet. Erik sieht das soziale Miteinander dadurch gefährdet, dass diese Werte allmählich aus dem Alltag verschwinden, er nicht mehr wahrgenommen oder ignoriert wird. Praktisch versucht er solchen Erosionserscheinungen entgegenzuarbeiten, indem er demonstrativ höflich ist.

Die Arbeit ist für Erik mehr als Gelderwerb. Sie strukturiert den Alltag und öffnet einen sozialen Raum, den es zu füllen gilt. Erik erlebt den Betrieb als einen Ort des kollegialen Austausches, des gewerkschaftspolitischen Kampfes sowie des Aufbaus und der Pflege von Freundschaften.

Vorstellungen von Macht, Solidarität und Demokratie, die Erik vor allem im Betrieblichen erlebt und erleben möchte, sind vordergründig verknüpft mit frei gewählter Gruppenzugehörigkeit, die geschlossen für etwas steht und sich gegen etwas richtet, zum Beispiel antidemokratische Tendenzen. Das Fortbestehen der Demokratie ist in dieser dualistischen Konzeptionierung vor allem eine Frage des Kräfteverhältnisses, das jederzeit kippen kann.

In diesem Sinne sind die Seiten klar benannt und Erik positioniert sich „auf Arbeitnehmerseite“, wenngleich zum Kompromiss bereit. Macht bedeutet in diesem Sinn auch Abhängigkeit, die einen respektablen Umgang miteinander notwendig macht. Solidarität erlebt Erik insbesondere bei Aktionen, bei denen das Kollektive im Vordergrund steht. Alleine ist man, in Eriks Vorstellung, angreifbar und tendenziell schwach. Dabei hat er häufig die Erfahrung gemacht, selbst auf sich verwiesen zu sein – eine unangenehme Erfahrung, der er temporär durch die Gewerkschaftsarbeit entfliehen kann.

Wie steht er zur IG Metall?

Erik hat durch die Abgrenzung, zum Beispiel von der Arbeitgeber:innenseite oder den Rechten, positive Zugehörigkeit und Anerkennung erfahren. Er sucht die Gemeinschaft, Identifikationsmöglichkeiten und zugleich eine das eigene Leben strukturierende Ordnung im Sinne einer Orientierung. Nachdem er sich von der linken Szene abgewendet hat, findet Erik in der IG Metall eine neue politische Heimat, in der er neue Formen der Gemeinschaft und Wertschätzung erlebt. Dabei geht es für ihn auch darum, den Betrieb als sicheren Ort, einen Ort ohne Gewalt, zu erleben, an dem er aktiv mitarbeitet und diesen mitgestaltet. Zu Anfang noch etwas fremdelnd hat er die Gewerkschaftsarbeit „Stück für Stück lieben gelernt“, weil er Partizipation und Rückhalt erlebt hat.

Gewerkschaft ist für ihn Zusammenhalt nach innen und Kampforganisation nach außen. Man kennt und unterstützt sich in gewerkschaftlichen Kreisen und weiß um seinen Platz dort. Die Mitgliedergewinnung und die Organisation von Gemeinschaftserlebnissen durch gemeinsame Aktivitäten, Gespräche und Aktionen betrachtet er deshalb als zwei wesentliche Aufgabenfelder seiner Gewerkschaftstätigkeit. Er beherrscht diese Felder virtuos und hat schon so manche ausdrucksstarke Aktion auf die Beine gestellt. Sein Erleben von Gewerkschaft beschränkt sich jedoch im Wesentlichen auf den Betrieb und die Möglichkeit, dort aktiv zu sein und im Kollektiv zu agieren.

Eine basisnahe Vertretungsarbeit hält er für unerlässlich, insbesondere in einem Großbetrieb, in dem die freigestellten Betriebsrät:innen kaum mehr die Nachtschicht aufsuchen, um mit den Kolleg:innen zu sprechen, sie einzufangen und gegebenenfalls zu schlichten. Erik braucht auch diese Form des Rückhalts.



www.igmetall.de

www.sofi.uni-goettingen.de

Göttingen, Mai 2022